DER STERN

Februar 1982 · 108. Jahrgang · Nummer 2

„Wir haben jeder die Aufgabe, von den Evangeliumsgrundsätzen, die uns gegeben worden sind, Zeugnis abzulegen. Das ist Ihre Arbeit! Der Gott des Himmels hat Sie zu diesem Dienst berufen. Jeder Mann, jede Frau, jedes Kind, die das Evangelium haben, die sich haben taufen lassen, trägt da Verantwortung."



Spencer W. Kimball

DER STERN

Veröffentlichung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage

Februar 1982
108. Jahrgang
Nummer 2

INHALT

FÜR KINDER

Jahresabonnement:
DM 21,60 durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweige oder Gemeinden).
Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt 88666, BLZ 50050102.
sFr. 22,80 an Citibank, Genf, Konto-Nr. 0/312750/007 Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
ÖS 144,– an Erste Österreichische Spar-Casse, Wien, Konto-Nr. 000-81388, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 10.00.

Verlag Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Porthstraße 5-7, D-6000 Frankfurt am Main 50, Telefon: 0611/1534265.

Printed in the Federal Republic of Germany

PBMA 0427 GE

Botschaft von der Ersten Präsidentschaft

WIR GLAUBEN, DASS ES RECHT IST, KEUSCH ZU SEIN



Präsident Marion G. Romney

Sie werden sich daran erinnern, daß Alma seinen Sohn Corianton gelehrt hat, in Gottes Augen sei Unkeuschheit – abgesehen von einem Mord oder dem Verleugnen des Heiligen Geistes – das schlimmste Vergehen überhaupt (s. Al 39:5). Auch werden Sie sich daran erinnern, was im 1. Brief des Paulus an die Korinther steht:

„Wißt ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt? Wer den Tempel Gottes verdirbt, den wird Gott verderben.“ (1Kor 3:16,17.)

Vor einigen Jahren hat die Erste Präsidentschaft zur Jugend der Kirche gesagt, es sei besser, tot zu sein als unrein und lebendig.

Ich weiß noch, wie mir mein Vater nachdrücklich klargemacht hat, daß Unkeuschheit ein schlimmes Vergehen ist. Es war am 12. November 1920. Er und ich standen frühmorgens in Rexburg in Idaho auf dem Bahnsteig und hörten den Zug pfeifen. In drei Minuten ging mein Zug. Dann war ich unterwegs nach Australien, um eine Mission zu erfüllen. In

diesen wenigen Minuten sagte mir mein Vater unter anderem: „Nun, mein Junge, du fährst jetzt sehr weit weg. Mutter und ich und deine Geschwister werden in Gedanken und im Gebet ständig bei dir sein. Wir werden uns mit dir über deine Erfolge freuen, und wir werden mit dir traurig sein, wenn du Enttäuschungen erlebst. Wenn du wieder entlassen wirst und zurückkommst, werden wir dich frohen Herzens begrüßen und in der Familie willkommen heißen. Aber vergiß nicht, mein Sohn: Wir würden lieber zu diesem Bahnhof kommen und einen Sarg mit deiner Leiche abholen, als daß

„Ich kann mir keine Segnung vorstellen, die man sich sehnlicher wünschen könnte als das, was den Reinen und Tugendhaften verheißen ist."

du heimkommst und nicht mehr rein bist, weil du deine Tugend verloren hast."

Ich dachte damals über diese Worte nach. Zu jener Zeit konnte ich sie noch nicht ganz verstehen, aber ich erinnerte mich bei jeder Versuchung daran. Jetzt verstehe ich sie besser, und ich denke über meine Söhne und Enkel ebenso wie damals mein Vater über mich.

Ich kann mir keine Segnung vorstellen, die man sich sehnlicher wünschen könnte als das, was den Reinen und Tugendhaften verheißen ist. Jesus Christus hat für bestimmte Tugenden jeweils einen bestimmten Lohn genannt. Den größten hat er, wie mir scheint, denen vorbehalten, die im Herzen rein sind, denn, so hat er gesagt, „sie werden Gott schauen" (Mt 5:8). Und sie werden den Herrn nicht nur schauen, sondern sich in seiner Gegenwart auch wohl fühlen. Hier ist seine Verheißung:

„Laß Tugend immerfort deine Gedanken zieren; dann wird dein Vertrauen stark werden in der Gegenwart Gottes." (LuB 121:45.)

Der Lohn der Tugend und die Folgen der Unkeuschheit kommen in Josefs und in Davids Leben eindrucksvoll zum Ausdruck. Obgleich Josef in Ägypten nur Sklave war, blieb er standhaft, als er von einer großen Versuchung bedrängt wurde. Als Lohn dafür war er der Sohn Jakobs, der die kostbarsten Segnungen empfangen hat. Er wurde zum Ahnherrn der zwei besonders begünstigten Stämme Israels. Viele sind stolz darauf, zu seinen Nachkommen zu gehören.

Demgegenüber gab David, obwohl vom Herrn hochbegünstigt – Gott nennt ihn sogar „einen Mann nach meinem Herzen" (Apg 13:22) –, der Versuchung nach, und seine Unkeuschheit führte zum Mord. Die Folgen? Er fiel wie Luzifer; er hat seine Familien und seine Erhöhung verloren (s. LuB 132:39).

So war es immer, und so wird es immer sein: Das Gesetz der Vergeltung ist so beschaffen, daß niemand das siebte Gebot, „Du sollst nicht die Ehe brechen" (Ex 20:14), ungestraft mißachten kann. Nach dem mosaischen Gesetz stand auf eine solche Tat die Todesstrafe. Wegen der Verderbtheit und Gleichgültigkeit der heutigen Generation werden Verstöße gegen das Gesetz der Keuschheit zwar toleriert und nicht bestraft, doch ist so etwas nach Gottes Gesetz eine Sünde, die

die Menschenseele zerstört, und ist es immer gewesen. Die Strafe dafür – sie vollstreckt sich von selbst – ist der geistige Tod. Kein Ehebrecher, dem nicht vergeben worden ist, macht seine Berufung im Priestertum groß. Auch zieht der Herr, wie J. Reuben Clark jun. oft gesagt hat, „zwischen Ehebruch und Unzucht keine feine Trennlinie" (GK, Okt. 1949). Und ich darf hinzufügen: Auch zwischen Ehebruch und sexueller Perversion sieht er keinen solchen Unterschied.

Mir ist bekannt, daß es in gewissen Kreisen als altmodisch gilt, sexuelle Reinheit zu lehren. Ungebundene Geschlechtsbeziehungen und andere sexuelle Entartungen werden gebilligt und zuweilen sogar gefördert. Lassen Sie sich von solcher satanischen Geisteshaltung nicht irreführen, denn in Wirklichkeit kommt sie vom Bösen.

Im Oktober 1938 hat Präsident Clark in einer Konferenzansprache gesagt: „Die Keuschheit ist eine Grundlage unseres Lebens und unserer Kultur. Wenn die Menschheit unkeusch wird, wird sie umkommen. Auch in der Vergangenheit sind mächtige Nationen wegen der Unmoral vernichtet worden; ebenso werden die mächtigen Nationen der Gegenwart dadurch in den Staub geworfen werden . . . Ich möchte euch, die jungen Leute, inständig auffordern: Seid keusch! Bitte, glaubt mir, wenn ich euch sage, daß die Keuschheit mehr wert ist als das Leben. Meine Eltern haben es mich so gelehrt, und es ist wahr. Besser in Keuschheit gestorben als in Unkeuschheit gelebt! Es geht um die Errettung unserer Seele!" (GK, Okt. 1938.)

Nun, meine lieben Freunde, ich weiß, daß ich nichts Neues gesagt habe, dafür aber etwas, was altbewährt und wahr ist. Davon gebe ich Zeugnis. □

Für die Heimlehrer

1. Erklären Sie, was Ihnen die Segnungen bedeuten, die uns zuteil werden, wenn wir das Gesetz der Keuschheit befolgen.

2. Gibt es in diesem Artikel Verse aus der Schrift oder andere Zitate, die die Familie vorlesen könnte, oder gibt es zusätzliche Schriftstellen, die Sie zusammen lesen möchten?

3. Präsident Romney sagt: „Nach Gottes Gesetz ist Unkeuschheit eine Sünde, die die Menschenseele zerstört, und ist es immer gewesen. Die Strafe dafür – sie vollstreckt sich von selbst – ist der geistige Tod." Besprechen Sie einige Gründe, warum Unkeuschheit zum geistigen Tod (Trennung von Gott) führt. Warum führen im Gegensatz dazu Keuschheit und Tugend zu „Vertrauen in der Gegenwart Gottes" (LuB 121:45)?

4. Besprechen Sie, wie wir uns bereitmachen können, das Gesetz der Keuschheit stets zu befolgen.

5. Könnten Sie dieses Gespräch besser führen, wenn Sie vor dem Besuch mit dem Familienoberhaupt sprechen würden?

ICH HABE EINE FRAGE

Die Antworten sollen Hilfe und Ausblick geben, sind aber nicht als offiziell verkündete Lehre der Kirche zu betrachten.



Leland H. Gentry

Der einzige Weg, wie man ins celestiale Reich kommen kann, ist die Taufe. Muß ein kleines Kind, das ungetauft verstorben ist, dann nicht irgendwann die Taufe empfangen?

Antwort:
Leland H. Gentry,
Lehrer am Salt-Lake-Religionsinstitut,
Universität von Utah.

Aus dem Buch Mormon (s. Moro 8:10-12) und aus Joseph Smiths Vision vom celestialen Reich (s. LuB 137) geht klar hervor, daß der Herr die Taufe eines kleinen Kindes in diesem Leben nicht billigt. Andererseits heißt es in der Schrift, wer nicht getauft werde, könne nicht ins Himmelreich gelangen (s. Joh 3:5; 2Ne 31:5-13). Selbst Jesus Christus, der gewiß ohne Sündenschuld war, hat sich der Taufe unterzogen, um „die Gerechtigkeit ganz zu erfüllen" (Mt 3:13-17). Offenbar verwirrt Sie dieser Widerspruch.

Er läßt sich aber klären, indem man einige weitere Schriftstellen heranzieht. Die Taufe ist eine Verordnung, die „zur Sündenvergebung" vollzogen wird (LuB 49:13). Wenn sie richtig vollzogen wird, kann der Sünder „Christus anlegen" (s. Gal 3:27) und „als neuer Mensch leben" (s. Röm 6:4). Man bekundet damit, daß man die Sühne Christi freiwillig annimmt und gelobt, in allem dem vollkommenen Beispiel Christi zu folgen (s. 2Ne 31:10,13,16). Mit der Taufe tritt man auch formell in die Kirche Jesu Christi ein.

Taufe und Verantwortlichkeit hängen demnach eng zusammen. Als verantwortlich gilt man, wenn man Recht und Unrecht des eigenen Tuns unterscheiden kann. Dies ist besonders für das Taufbündnis wichtig. Man muß

verstehen, warum man dieses Bündnis schließt und mit wem man es schließt. Wenn jemand dahin kommt, daß er dies verstehen kann, sagt man, daß er „das Alter der Verantwortlichkeit erreicht" hat. (LuB 18:42.) Von nun an ist er für all sein Tun verantwortlich. Aus diesem Grund „kann niemand [durch die Taufe] in die Kirche Christi aufgenommen werden, wenn er nicht das Alter der Verantwortlichkeit vor Gott erreicht hat und zur Umkehr fähig ist" (LuB 20:71). Genau das hat auch Mormon im Buch Mormon zum Ausdruck gebracht. „Es ist ein feierliches Gespött vor Gott", wenn man kleine Kinder tauft, denn die Taufe ist „für diejenigen, die zurechnungsfähig und imstande sind, Sünde zu begehen" (Moro 8:9,10). Der Herr hat festgesetzt, daß acht Jahre das Alter ist, in dem die Kinder „zur Vergebung ihrer Sünden getauft werden" sollen (LuB 68:27). Dies ist das Alter, in dem kleine Kinder anfangen, vor ihm verantwortlich zu werden (s. LuB 29:47).

Was ist nun mit einem Kind, das stirbt, bevor es dieses Alter erreicht? Es braucht nicht zur Sündenvergebung getauft zu werden. Muß es aber nicht getauft werden, um ins celestiale Reich zu kommen?

Zu dieser Frage kommt es wahrscheinlich deshalb, weil die Kirche lehrt, daß die Taufe zu den wesentlichen Verordnungen gehört, durch die man sich für die höchste Stufe der Herrlichkeit bereitmacht. Von kleinen Kindern heißt es aber, daß sie „in Christus lebendig" sind (Moro 8:12,19; s. Mose 6:54). Die Sühne des Erretters erstreckt sich auf jede Übertretung, die sie in ihrer Unwissenheit begehen könnten, und da sie noch nicht verantwortlich sind, können sie nicht sündigen. Aus diesen Gründen sind sie nach der Aussage des Propheten Joseph Smith „im celestialen Reich des Himmels" errettet (LuB 137:10). Dazu, ob solche Errettung automatisch ohne Taufe erfolgt, hat Elder Bruce R. McConkie vom Kollegium der Zwölf geantwortet: „Diese Frage ist mit großem Nachdruck zu bejahen, denn Jesus Christus hat es seinen Jüngern so erklärt, und auch Mormon hat es immer wieder gesagt. Viele Propheten haben davon gesprochen, und es ergibt sich auch logisch aus dem ganzen Erlösungsplan. Andernfalls gäbe es keine umfassende Erlösung." (*Der Stern*, Februar 1978, S. 6.)

Wenn nun kleine Kinder ins celestiale Reich errettet werden – bedeutet dies, daß sie erhöht werden und das ewige Leben haben? Und wenn ja, müssen sie dann im Laufe ihrer Entwicklung irgendwann Verordnungen wie die Taufe und die Spendung des Heiligen Geistes, das Endowment und die celestiale Eheschließung befolgen? Die erste Frage hat der Prophet Joseph Smith beantwortet: „Kinder werden in Gottes Gegenwart auf dem Thron sitzen ... Dort wird ihnen die Fülle des Lichts, der Herrlichkeit und Intelligenz zuteil, die im celestialen Reich bereitet ist." (*Teachings of the Prophet Joseph Smith*, S. 200.)

Nun zur zweiten Frage: Nephi hat erklärt, die Taufe des Erretters zeige, daß dieser dem Vater in allem gehorsam sein wolle (s. 2Ne 31:7). Dadurch werde uns ein Beispiel gegeben, nämlich „daß das Tor eng ist", wodurch wir ins Reich Gottes eintreten (V. 9), und Jesus habe nun das Recht, zu uns zu sagen: „Folge mir

nach!“ (V. 10.) Was der Herr an Verordnungen oder anderen Voraussetzungen für die Geister, die als kleine Kinder auf Erden sterben, im einzelnen bestimmt hat, damit sie erhöht werden können, ist nicht offenbart. Sicher ist, daß wir für Kinder, die sterben, bevor sie verantwortlich sind, gegenwärtig kein Endowment vollziehen; auch siegeln wir sie nicht an einen Ehepartner. Das heißt aber nicht, daß ihnen die Segnungen dieser Verordnung nicht erreichbar seien. Präsident Joseph Fielding Smith hat einmal gesagt:

„Der Herr wird diesen Kindern alle Siegelungen zuteil werden lassen, die zur Erhöhung gehören.

Wir waren jeder schon vor unserer Geburt ein vollentwickelter Geist, und der Körper eines kleinen Kindes wächst nach der Auferstehung in demselben Maße heran wie der Geist, und durch seinen Gehorsam wird ihm jeglicher Segen genauso zuteil, als wäre es herangewachsen und hätte ihn hier auf Erden empfangen . . .

Der Herr ist gerecht, er enthält niemandem etwas vor, bloß weil er gestorben ist, ehe er es empfangen konnte. Es wäre ungerecht, einem kleinen Kind alles, was in der zukünftigen Welt mit der Erhöhung einhergeht, einfach deshalb vorzuenthalten, weil es schon im frühen Kindesalter gestorben ist.“ (*Doctrines of Salvation,* II:54.) □



„Und ihre kleinen Kinder brauchen keine Umkehr und keine Taufe. Siehe, die Taufe ist für die Umkehr, um die Gebote zu erfüllen, die der Sündenvergebung dienen. Doch die kleinen Kinder sind in Christus lebendig, ja, von der Grundlegung der Welt an; wäre es nicht so, dann wäre Gott ein parteiischer Gott und auch ein veränderlicher Gott und würde bei den Menschen Unterschiede machen – denn wieviel kleine Kinder sind doch ohne Taufe gestorben!“

MORONI 8:11,12.

DIE WICHTIGSTE AUFGABE IN DER KIRCHE

Roger L. Rice

Stellen Sie sich einmal vor, der Bischof riefe Sie nach der Abendmahlsversammlung zu sich ins Büro und sagte: „Ich habe in der Gemeinde eine sehr wichtige Berufung für Sie. Ich möchte Sie als Gesangbuch-Beauftragten für den Gemeindechor berufen." Was würden Sie tun? Vielleicht würden Sie im stillen denken: „Bischof, das ist aber eine sehr kleine Aufgabe. Können Sie mir nicht etwas Wichtigeres geben, wo ich mich ordentlich ins Zeug legen kann, wie JM-Leiter oder FHV-Leiterin – ein Amt, wo ich mich wirklich nützlich machen kann?" Da Sie jedoch gelernt haben, daß man eine Berufung nie ablehnen soll, lächeln Sie und sagen: „Ich wäre schon ganz gern Gesangbuch-Beauftragter."

An Ihrem ersten Tag als Gesangbuch-Beauftragter für den Gemeindechor kommen Sie eine halbe Stunde früher und legen die Gesangbücher sorgfältig aus. Nach der Probe sammeln Sie sie gleich wieder ein und legen sie in den richtigen Schrank. Sie bemerken, daß niemand den Arm um Sie legt und sagt, wie schön Sie das gemacht haben. In der nächsten Woche kommen Sie etwas später und erledigen rasch Ihre Aufgaben. Wieder nimmt keiner von Ihrer Arbeit Notiz.

Die dritte Woche kommt, und Sie gehen nicht einmal hin. Es ist ja nur eine so kleine Aufgabe . . .

Es mag zutreffen, daß die Aufgabe des Gesangbuch-Beauftragten nicht gerade die schwierigste in der Kirche ist. Die schwierigste Aufgabe in der Kirche ist die, die mit dem Wörtchen „nur" beginnt – „ich bin nur Heimlehrer, nur Besuchslehrerin, habe nur Türdienst, bin nur Diakon". Die *wichtigste* Aufgabe in der Kirche ist dagegen diejenige, die man bereitwillig und getreu erfüllt.

Ich habe festgestellt, daß es drei Arten von Menschen gibt, die in der Kirche ein

Amt bekleiden. Die einen sagen: „Jawohl, ich werde die Arbeit tun", erfüllen dann aber doch nicht ihre Aufgabe. Die anderen tun zwar die Arbeit, aber nur das Mindeste, was erwartet wird (und es macht ihnen eigentlich auch keinen Spaß). Zur dritten Gruppe gehören die, die die Arbeit nicht nur tun, sondern auch noch mit Freude die Zweite Meile gehen.

Nun könnten Sie fragen: „Wie soll ein Gesangbuch-Beauftragter denn die Zweite Meile gehen?" Denken wir einmal darüber nach. Ihm könnte etwa auffallen, daß bei mehreren Büchern der Einband eingerissen ist, und so nimmt er sich die Zeit, sie in Ordnung zu bringen. Vielleicht fehlen in einigen Büchern Seiten, und so macht er aus anderen Büchern Kopien von diesen Seiten und heftet sie dort ein, wo sie fehlen. Er könnte sogar einen Behälter zum Tragen der Bücher anfertigen, damit sie ihm beim Austeilen oder Einsammeln nicht herunterfallen. Es gibt viele Möglichkeiten, einen besseren Dienst zu leisten.

Ich möchte Ihnen von einigen Mitarbeitern in der Kirche erzählen, die die Zweite Meile gegangen sind. Bruder A. Harold Goodman von der Präsidentschaft des Tempels in Provo hat einmal in Tucson in Arizona gewohnt. Dort wurde er als Heimlehrer eines Mannes berufen, den noch nie jemand hatte besuchen können. Nachdem er mehrmals erfolglos versucht hatte, ihn zu Hause anzutreffen, ging er zu den Nachbarn und erfuhr, daß der Mann zwei Arbeitsstellen hatte und jeden Morgen um 5.30 Uhr aus dem Haus ging. Am nächsten Morgen saß Bruder Goodman um 5 Uhr vor der Haustür. Als im Haus das Licht anging, sprang er auf und klopfte an. Der Mann öffnete die Tür, und Bruder Goodman sagte: „Guten Morgen, ich bin Ihr Heimlehrer." Der Mann war überrascht, daß jemand solches Interesse an ihm hatte, und es entwickelte sich ein herzliches Verhältnis.

In Ogden in Utah habe ich eine Tante. Sie sagt, als junges Mädchen habe sie einen unvergeßlichen Sonntagsschullehrer gehabt. Als er berufen worden sei, habe er gesagt: „Die wichtigste Berufung in der Kirche ist die eines Sonntagsschullehrers." Es war der beste Sonntagsschullehrer, den sie je hatte, und er hieß David O. McKay.

Ich glaube, die wichtigste Aufgabe in der Kirche ist die, die wir jetzt gerade haben. Vielleicht hat man nicht einmal ein eigentliches Amt inne. Ich erinnere mich, daß ich einmal in einer Gemeinde war, wo es einfach nicht genug Berufungen für alle gab. Der Bischof rief deshalb bestimmte Mitglieder in sein Büro und forderte sie auf, ein celestiales Mitglied zu sein – den anderen ein gutes Beispiel zu geben, sich um die zu kümmern, die Hilfe brauchten, und sich überall hundertprozentig zu beteiligen. Das war eine wichtige Berufung – so wichtig wie *jede* Berufung, die wir im Reich Gottes haben oder haben werden. Durch rechtschaffenen Dienst am Nächsten kommt nämlich Segen in unser Leben, wird das Leben unserer Mitmenschen bereichert und das Werk des Herrn vorangebracht. □

„OHNE MICH KÖNNT IHR NICHTS TUN“

Mark Hart

1932 erreichte die Weltwirtschaftskrise ihren Höhepunkt. Von zehn Universitätsabsolventen gelang es nur einem, eine Stelle zu bekommen. Zu denen, die solches Glück hatten, gehörte auch ich. Für das achtmonatige Schuljahr bekam ich ein Gehalt von 1140 Dollar. Ich war überglücklich, denn es kam mir wie eine Million vor.

Es war meine erste bezahlte Arbeit, und dank dem Beispiel meiner guten Eltern hatte ich mich entschlossen, den Zehnten

„Darf denn der Mensch Gott berauben? Und doch habt ihr mich beraubt. Ihr aber sprecht: Woran haben wir dich beraubt? Am Zehnten und an den Opfergaben.“

Maleachi 3:8
3. Nephi 24:8

von Anfang an voll zu zahlen. Präsident Heber J. Grant hatte mich überzeugt, daß ich es mir nicht leisten könne, den Zehnten nicht ehrlich zu zahlen. Außerdem läßt er sich so leicht ausrechnen: man braucht nur das Komma eine Stelle nach links zu verschieben. Das konnte sogar ich verstehen. Als daher mein erster Scheck ankam, zählte ich 14,25 Dollar ab und brachte das Geld zum Bischof. Das tat ich auch während der nächsten fünf Monate. Dann bekam ich einen Brief von meinem Bruder Mickey, der in Kalifornien auf Mission war. Sinngemäß lautete eine Zeile: „Jeden Morgen schneide ich für jeden Schuh ein Stück Pappe als Einlage aus, damit im Zement von Hollywood nicht meine Fußabdrücke zurückbleiben."

Ich dachte bei mir: „Da setze ich mir nun einen Heiligenschein auf, weil ich den Zehnten voll zahle, und mein Bruder Mickey, der keine Schuhe hat, tut da draußen die Arbeit des Herrn. Das ist nicht richtig. Ich muß die Sache etwas praktischer anfassen." Und ich tat, was ich für praktisch hielt. Ich teilte meinen Zehnten durch zwei: 7 Dollar für Mickey und 7,25 Dollar für den Herrn.

„Bringt den ganzen Zehnten ins Vorratshaus ... Ja, stellt mich auf die Probe damit."

Das tat ich zwei Monate lang, doch mein Gewissen ließ mich nicht in Ruhe. Schließlich beschloß ich, mir beim Bischof Rat zu holen. Er war ein guter Bekannter von mir, ein zuverlässiger, nüchtern denkender Bergarbeiter. Ich dachte mir: „Er wird die praktische Seite dieser Sache schon verstehen."

Nachdem ich ihm erklärt hatte, was ich getan hatte, herrschte einen Augenblick Schweigen. Schließlich sagte ich: „Was glauben Sie? Habe ich das Richtige getan?"

„Nun", antwortete er, „ich glaube, Sie gehen mit dem Geld des Herrn ziemlich großzügig um." Dann fügte er hinzu: „Wenn Sie Ihrem Bruder helfen wollen, sollten Sie das mit Ihrem Anteil des Geldes tun und nicht mit dem Anteil des Herrn." Ich war von seiner Antwort überrascht, und seine Weisheit beeindruckte mich.

Als ich im nächsten Monat alle meine Rechnungen zusammenzählte, entdeckte ich, daß mir 6,65 Dollar fehlten, um alles zu bezahlen. Nach einer unruhigen Nacht kam ich zu dem Schluß, daß zuerst der Zehnte kommen müsse. Ich war zuversichtlich, daß meine Wirtin, die gerade außerhalb der Stadt war, mir wegen der 6,65 Dollar, die ich ihr schuldig bleiben würde, bis zum nächsten Zahltag vertrauen würde. Als sie wiederkam, sagte sie, noch ehe ich Zeit hatte, das Thema anzuschneiden: „Sie mußten Ihre Mahlzeiten eine Woche lang selbst zubereiten, deshalb berechne ich Ihnen diesen Monat nur ..." Dann nannte sie den Betrag: 6,65 Dollar weniger, als ich ihr schuldete. Ich kam zu dem Schluß, daß der Herr mir etwas zu sagen versuchte, nämlich daß wir selbst bestimmen, ob sich uns die Schleusen des Himmels öffnen oder nicht. Ich hatte mich nämlich gefragt: „Wie kann der Herr jemand finanziell segnen, der ein festes Einkommen hat – etwa 140 Dollar im Monat?" Damals

konnte ich die Antwort nicht sehen, kam aber zu dem Schluß, daß es Sache des Herrn ist, wie er jemand segnet. Meine Sache war nur, daß ich den Zehnten voll und ehrlich zahlte.

Wenn ich jetzt, nach vierzig Jahren, zurückschaue, schüttele ich vor Staunen über die vielen Segnungen, die der Herr auf mich hat herabregnen lassen, den Kopf – Segnungen, die wohl über meine Würdigkeit weit hinausgehen: inneren Frieden, seelisches Wohlergehen, beständige Zuversicht, eine liebevolle Frau und neun Kinder, ein Zuhause, ein Geschäft, das mich fordert, und dazu zahllose andere Segnungen, die für Geld nicht zu haben sind. Was der Herr durch seinen Propheten verheißen hat, ist wahrhaftig wahr: „Bringt den ganzen Zehnten ins Vorratshaus, damit in meinem Haus Nahrung vorhanden ist. Ja, stellt mich auf die Probe damit, spricht der Herr der Heere, und wartet, ob ich euch dann nicht die Schleusen des Himmels öffne und Segen im Übermaß auf euch herabschütte." (Mal 3:10.) □

DIE SCHLEUSEN DES HIMMELS

Neli A. Rogers

Als ich 19 war und gerade in São Paulo in Brasilien mit der Collegeausbildung begonnen hatte, lernte ich zwei Missionare der Kirche kennen. Nachdem ich die Kirche vier Wochen untersucht hatte, erlangte ich ein starkes Zeugnis und beschloß, mich taufen zu lassen. Als ich vom Gesetz des Zehnten erfuhr, erlangte ich auch von diesem Grundsatz sogleich ein Zeugnis, doch stellte er für mich ein großes Problem dar.

Seit ich 15 war, hatte ich voll arbeiten müssen, um zum Unterhalt meiner Familie beizutragen, während ich meine Ausbildung an der Abendschule fortgesetzt hatte. Die Hälfte meines monatlichen Einkommens ging an meine Familie, die andere Hälfte behielt ich für Kleidung, Schule und Fahrtkosten. Da ich nur ein geringes Gehalt hatte, mußte ich jeden Pfennig umdrehen, und am Monatsende hatte ich gewöhnlich kein Geld mehr.

Ich war der einzige in meiner Familie, der sich der Kirche anschloß, und meine Familie wollte nicht mit mir Opfer bringen, um meinen Zehnten zu zahlen. Wenn ich daher den Zehnten zahlen wollte, mußte ich die zehn Prozent ausschließlich von meiner Hälfte aufbringen. Ich brauchte aber alles Geld für meine Ausgaben, besonders nun, da ich mit dem College anfing.

Ich betete wegen dieses Problems inbrünstig und las immer wieder die Schriftstelle Maleachi 3:10: „Bringt den ganzen Zehnten ins Vorratshaus, damit in meinem

Haus Nahrung vorhanden ist. Ja, stellt mich auf die Probe damit, spricht der Herr der Heere, und wartet, ob ich euch dann nicht die Schleusen des Himmels öffne und Segen im Übermaß auf euch herabschütte." Diese Schriftstelle spendete mir Trost, und ich beschloß, vom ersten Tag meiner Mitgliedschaft an den Zehnten zu zahlen.

Kurz nachdem ich ihn zum erstenmal gezahlt hatte, kam mein Chef zu mir und sagte, da ich mit dem College angefangen hätte, brauchte ich mehr Zeit zum Lernen und mehr Geld. Er sagte, er wolle mich eineinhalb Stunden vor den anderen Angestellten vom Büro fortgehen lassen und er wolle mein Gehalt um fünfzig Prozent erhöhen, und zwar von diesem Monat an!

Ich traute meinen Ohren nicht, denn ich hatte keine Bitte geäußert. Aber es war so. Nachdem er weggegangen war, erinnerte ich mich wieder an die Schriftstelle in Maleachi. Ich wußte, daß der Herr seinen Teil unserer Vereinbarung erfüllte. Seither habe ich immer genug für meinen Bedarf, und ich weiß, warum: weil der Herr mich gesegnet hat, wie er es durch den Propheten Maleachi verheißen hat. □





DAS GÖTTLICHE GESETZ DES ZEHNTEN

Louise A. Kelly

Während der Wirtschaftskrise in den dreißiger Jahren lebten wir auf einer ärmlichen Farm in New Jersey. Der unergiebige Boden brachte nur magere Ernten. Erdbeeren waren die einzigen Pflanzen, bei denen unser Bemühen einen angemessenen Erfolg zeitigte, doch ist die Erdbeerzeit verhältnismäßig kurz, und unser Jahreseinkommen war fast nicht erwähnenswert.

Ich verkaufte unsere Erdbeeren vor unserem Haus, das an einer Landstraße lag, in Zweipfundkörben. Die Einnahmen beliefen sich während der Erdbeerzeit auf $ 40 – für lange Zeit das einzige Bargeld, das wir besaßen. Die $ 4 waren als Zehnter eine klägliche Summe, und in einer Familie mit vier kleinen Kindern wurde das Geld für allerlei dringend gebraucht. Doch ich war entschlossen, unseren Zehnten zu zahlen, und ich tat es auch.

Wir waren uns keiner unmittelbaren Segnung bewußt, außer der inneren Befriedigung darüber, daß wir das Rechte taten. Im nächsten Jahr wurden die Erdbeerpflanzen in der Gegend jedoch vom Brand befallen. Überall gingen sie auf den Feldern ein, außer bei uns. Unsere Pflanzen blieben gesund und trugen große, saftige Erdbeeren.

Die Leute kamen meilenweit aus allen Richtungen, um unsere Erdbeeren zu kaufen. Unsere Kunden nahmen an, wir hätten eine widerstandsfähigere Sorte, und wollten für ihren Garten einige unserer Pflanzen kaufen. Als wir ihnen sagten, es sei dieselbe Sorte, die sie auch auf ihren Feldern hätten, nahmen sie an, daß wir unser Stück Land mit den Erdbeeren besonders gut gepflegt haben mußten, und sie waren skeptisch, als wir sagten, die Pflanzen seien ganz normal behandelt worden. Wir sagten ihnen, daß wir unser Einkommen vom vergangenen Jahr verzehntet hätten, doch gab es in unserer Gegend nur wenige Heilige der Letzten Tage, und die meisten schauten uns schief an, wenn wir den Zehnten erwähnten.

Vielleicht sind die Segnungen nicht immer so auffällig. Mancher Heiliger der Letzten Tage hat fortwährend geschäftlichen Erfolg oder hat immer eine Arbeitsstelle und erfreut sich guter Gesundheit, hält diese Segnungen aber leicht für etwas Selbstverständliches. In einer wirtschaftlich sehr schlechten Zeit war die gute Ernte, womit wir gesegnet wurden, jedoch ein unwiderlegliches Beispiel für die Segnungen des Zehntenzahlens. □

EINE GUTE EHE FÜHREN

Hugh W. Pinnock



Ich möchte mich an diejenigen wenden, die einen wesentlichen Teil ihres irdischen Daseins dafür einsetzen wollen, eine gute Ehe zu führen.

Als ich vor mehreren Jahren in Florida war, sprach ich mit Frank Shorter, einem Marathonläufer der Weltklasse. Er hatte bei den Olympischen Spielen 1972 in seiner Disziplin gesiegt, 1976 war er Zweiter, und er hat auch bei vielen anderen Langstreckenläufen gesiegt. Als wir uns über sein Trainingsprogramm unterhielten, erfuhr ich, daß er einen großen Teil seines Lebens für seinen sportlichen Erfolg einsetzt. Er weiß genau, was er essen muß, wie viele Kilometer Lauf jeden Tag für ihn notwendig sind (ungefähr 32 Kilometer!) und wie seine seelische Verfassung sein muß, wenn er siegen will, und er weiß eine Reihe weiterer Eigenschaften, die mit der Vervollkommnung auf seinem Gebiet zusammenhängen.

Wenn ich an Frank Shorter und andere denke, die in ihrer Arbeit, bei ihrem Hobby oder in ihrem Beruf erfolgreich sind, dann frage ich mich: „Warum können sich von den Eheleuten bei uns nicht *mehr* in entsprechender Weise dafür einsetzen, daß ihre Ehe erfolgreich wird?"

Ich kenne nichts Wertvolles im Leben, was einem einfach in den Schoß fällt, und nichts ist im Leben so wertvoll wie eine stabile Ehe und eine starke Familie. Ich spreche zu allen, die eine erfolgreiche Ehe führen möchten, auch zu denen, die wiederverheiratet sind. Wenn jemand aber nach einfachen Lösungen sucht oder sich mit einem unangenehmen Zustand abfindet, sind meine Worte nicht für ihn bestimmt.

Die stabilsten Ehen haben auch die schwersten Prüfungen durchgemacht. Wenn ein Mann und eine Frau Schmerz und Leid, Mißverständnisse und Versuchungen durchmachen und überwinden, können sie sich einer glücklichen und ewigen Ehe freuen. Ich möchte aber nicht, daß wir in die Vergangenheit zurückschauen, sondern betrachten wir nur die Gegenwart und die Zukunft.

Leider sind viele Bücher darüber, wie man eine bessere Ehe führt, für die Heiligen der Letzten Tage nicht zu gebrauchen. Bei uns gründen sich Ehe und Familie auf Grundsätze des Himmels und nicht auf weltliche Vorstellungen. Ich möchte Ihnen einige Gedanken mitteilen, die sich auf viele Ehen positiv ausgewirkt haben, und zwar unabhängig davon, wie lange das Ehepaar schon verheiratet war. So viele, mit denen ich gesprochen habe, haben mir von ihrer Freude über etwas berichtet, was vielen von Ihnen als Tatsache bekannt ist: In der Ehe geht es in der Tat Jahr für Jahr aufwärts. Wahre Liebe zeigt sich erst im Laufe der Zeit. Vorher kommen Schmerzen, Freude und Kummer und – ein Durchhalten in vielen Schwierigkeiten.



Der *erste Gedanke,* den ich erwähne, ist etwas Grundlegendes. Wir müssen den Erretter und seine Lehren in unserem Zuhause und unserem Herzen zur Geltung bringen. Eine ewige Ehe muß auf Christus ausgerichtet sein, wenn sie wahrhaft erfolgreich sein soll. Mit den Grundsätzen in ‚Lehre und Bündnisse'

121 werden zwar die Priestertumsträger angesprochen, doch gelten sie gleichermaßen für Mann und Frau:

„Kraft des Priestertums kann und soll keine Macht und kein Einfluß anders geltend gemacht werden als nur mit überzeugender Rede, mit Langmut, mit Milde und Sanftmut und mit ungeheuchelter Liebe,

mit Wohlwollen und mit reiner Erkenntnis, wodurch sich die Seele sehr erweitert – ohne Heuchelei und ohne Falschheit . . . .

Laß dein Inneres auch erfüllt sein von Nächstenliebe . . . zum Haushalt des Glaubens, und laß Tugend immerfort deine Gedanken zieren; dann wird dein Vertrauen stark werden in der Gegenwart Gottes, und die Lehre des Priestertums wird dir auf die Seele träufeln wie Tau vom Himmel." (LuB 121:41,42,45.)

Ein Gebäude braucht ein starkes Fundament, um lange zu stehen, und ebenso braucht eine Familie ein sicheres Fundament, nämlich den Erretter und seine Lehren. Wir sind ein geistig gesinntes Volk, und wir glauben, daß wir Probleme mit der Hilfe des Geistes lösen sollen. Offenbar tritt dieser Erfolg ein, wenn man oft zusammen betet – mindestens täglich und hoffentlich mindestens zweimal täglich.



Zweitens. Denken Sie nicht, unterschiedliche Meinungen in Ihrer Ehe seien ein Anzeichen dafür, daß sie nicht erfolgreich sein kann. Wenn wir uns wirklich verständigen wollen, müssen wir es ehrlich und mit Feingefühl sagen, wenn wir anderer Meinung sind. Wir müssen taktvoll aussprechen, was uns kränkt, und unsere Gefühle zeigen. Deshalb brauchen wir nicht zornig oder rücksichtslos zu werden. Wer alle Gefühle unterdrückt, muß mit allerlei Krankheiten rechnen. Und was ebenso schlimm ist: Damit löst man keine Probleme.

Seien Sie voreinander immer offen und freimütig. Zu oft reagieren wir auf Spannungen in der Ehe, indem wir schweigen oder fortgehen. Eine junge Frau hat mich einmal gebeten, mit ihrem Mann zu reden und ihn dazu zu bewegen, daß er mit ihr spreche. „Wenn wir Meinungsverschiedenheiten haben, redet er kein Wort mehr. Er geht einfach hinaus. Wenn er sich wieder beruhigt hat, kommt er nach Hause, ist aber eiskalt, bis wir uns wieder vertragen. Er kann Tage oder sogar ein oder zwei Wochen zubringen, ohne ein Wort zu sagen."

Meinungsverschiedenheiten zwischen Eheleuten bedeuten eigentlich nur, daß die beiden Menschen noch nicht vollkommen sind. Wenn sie ihre Meinungsverschiedenheiten wie erwachsene Menschen eingestehen, können sie eine Lösung suchen, ohne ihre Bindung zu gefährden. Dann erkennen sie, daß ihre Ehe durchaus in Ordnung ist und daß sie es in dieser Situation einfach versäumt haben, sich einander mitzuteilen.

Vor mehreren Jahren, ich war damals Bischof, war ich sehr beunruhigt, weil so viele junge Leute ängstlich und verunsichert zu mir kamen und befürchteten, wegen Meinungsverschiedenheiten in der Familie liebten sich ihre Eltern nicht mehr und steuerten auf die Scheidung zu. Weil ich die Eltern gut kannte und

wußte, daß sie sich sehr liebten, erklärte ich ihren Kindern, daß so etwas zwar nicht schön sei, aber manchmal zur Ehe gehöre; es bedeute nicht, daß die Familie im Begriff sei, sich aufzulösen.



Drittens. Machen Sie niemals Witze über Ihren Partner, weder unter vier Augen noch vor anderen. Wenn sich jemand über seinen Partner lustig macht, hält er dies vielleicht für gutartigen Humor, aber das ist es nicht. Es wirkt herabsetzend und ist gefährlich für das gegenseitige Verhältnis. Der andere wird dadurch tief verletzt. Wer über etwas Privates Witze macht, was der Mann oder die Frau daheim getan hat, zeigt damit entweder mangelndes Taktgefühl oder heimliche Bosheit und Verärgerung, entstanden aus Enttäuschung oder verletzten Gefühlen. Eheleute, die sich gegenseitig achten, erniedrigen einander nicht in dieser Weise.



Viertens. Engen Sie einander nicht zu sehr ein. Eine liebevolle Frau hat mir vor vielen Jahren ein Geheimnis ihrer glücklichen Ehe anvertraut: „Es ist meine Pflicht, zu Hause eine Atmosphäre zu schaffen, in der sich mein Mann voll entfalten kann. Und Sie wissen ja, er ist sehr beschäftigt als Vater, als Bischof und als Geschäftsmann. Dafür hilft er auch mir, mich zu entfalten."

Dank ihrer Unterstützung war er ein hervorragender Bischof. Später war sie in zwei Hilfsorganisationsleitungen Ratgeberin und schließlich Pfahl-FHV-Leiterin. Zum Nähen, Malen und Schreiben – sie schrieb schöne Gedichte – hatte sie ihr eigenes Zimmer. Und er fühlte sich wohl, wenn er angeln ging, selbst etwas malte oder sich auf Gebieten entwickelte, die ihn interessierten. Keiner der Partner wurde durch Selbstsucht des anderen eingeengt. Jeder achtete die Bedürfnisse und Ziele des anderen.

Die glücklichsten Ehen scheinen mir die zu sein, wo Mann und Frau ihre Liebe in die Obhut des Erretters geben. Sie haben Interesse aneinander, lassen einander aber die Freiheit, sich zu entfalten, sich neuen Aufgaben zu stellen und neuen Interessen nachzugehen. Diese Freiheit schließt natürlich nicht die Freiheit ein, mit anderen zu flirten. Eifersucht ist eine Knechtschaft, die einen völlig lähmen kann.

Wenn der Mann oder die Frau die Liebe des Partners zu verlieren fürchtet und ihm dann zu enge Fesseln anlegt, wird die gegenseitige Bindung geschwächt. Wenn der Mann bei sich denkt: „Ich lasse sie nicht aus den Augen", bringt er damit Furcht zum Ausdruck, die seine Frau vertreiben könnte. Mann und Frau sollen einander die Freiheit lassen, sich zu entfalten und zu verwirklichen. Wenn beide Partner ihre Fähigkeiten entwickeln und ihren Interessen nachgehen können, leiden sie wahrscheinlich weniger unter Langeweile und Beengtheit.



Fünftens. Spenden Sie einander oft aufrichtiges Lob. Eine Frau im mittleren Alter hat mir einmal erzählt: „Irgend jemand muß dafür sorgen, daß mein Mann demütig bleibt, damit er nicht überschnappt.“ Wie traurig! Jeder Mann braucht eine Frau, die ihn aufrichtet, und jede Frau braucht einen Mann, der sie ehrt und achtet. Es ist nie ein Zeichen von Schwäche, wenn man den anderen durch ehrliches Lob aufrichtet, sondern es ist genau das, was man tun soll. Wer mit dem Partner vor einem heiligen Altar niederknien und mit ihm Gelöbnisse für die Ewigkeit austauschen kann, kann in ihm gewiß auch soviel Gutes sehen, daß er dieses im Gespräch mit anderen betonen kann.

In einem beratenden Gespräch sagt jemand, der geschieden ist, so oft: „. . . ist nun schon drei Jahre fort. Wenn er doch wiederkommen würde! Die Einsamkeit ist unerträglich. Ich habe ihm leider so vieles nicht gesagt.“ Oder: „Hätte ich sie doch nur wissen lassen, wie gut sie so vieles gemacht hat. Was für ein Narr ich gewesen bin! Ich habe überhaupt nicht gelernt, sie zu loben. Immer habe ich nur auf ihre Fehler gezeigt. Ich sehe Männer und Frauen, die so kalt und gleichgültig zueinander sind, daß ich sie anschreien möchte, damit sie aufwachen, bevor es zu spät ist. Ich möchte ihnen sagen, daß sie mit ihren Spötteleien aufhören und sich dafür gegenseitig aufrichten sollen.“

Man wird in der Ehe leicht so, wie man in den Komplimenten des Partners beschrieben wird, und tut fast alles, um den Komplimenten und dem Ansporn des Partners, der stolz auf einen ist, gerecht zu werden.

Vor vielen Jahren wählte sich ein Bekannter von uns, der nicht im üblichen Alter geheiratet hatte, ein junges Mädchen als Ehefrau. Einige von uns waren überrascht, denn wir konnten nicht finden, daß sie so geistvoll, gesellschaftlich so anpassungsfähig und so vernünftig war wie er, ja, sie kamen uns fast als ungleiches Paar vor. Dann beobachteten wir, wie er bei gesellschaftlichen Anlässen, im kirchlichen Leben und bei anderen Gelegenheiten freundlich über alles mit ihr sprach, was vor sich ging. Er brachte Bücher von der Schule mit und las sie mit ihr. Er half ihr auch durch vieles andere, reifer und liebenswerter zu sein, und natürlich diente dies auch seiner eigenen Entwicklung. Gegenwärtig sind beide an einem weit entfernten Ort auf Mission. Sie führen ein erfülltes Leben, weil der Mann hilfsbereit und feinfühlig sein möchte und weil sie einander innig lieben.



Sechstens. Hüllen Sie sich niemals abweisend in Schweigen. Ich habe gelernt, daß es falsch ist, zum Partner zu sagen: „Laß mich doch in Ruhe! Ich hab' es sehr schwer im Augenblick. Damit muß ich allein fertig werden. Ich möchte jetzt einfach mit mir allein sein.“ Das ist nicht nur ungerecht und eine handfeste

Beleidigung, sondern auch eine Dummheit. Was ist die Ehe denn anderes, als daß man sich mitteilt und sich gegenseitig durch Krisen hilft? Wir haben die Ausreden alle schon gehört: „Ich muß mich erst umstellen . . ." „Ich fühle mich nicht gut." „Im Büro ist allerhand los." „Die Kinder haben mich den ganzen Tag genervt." All das gibt einem aber nicht das Recht, jemandem gegenüber abweisend zu sein, der einen liebt.

Halten Sie die Tür zu Ihrem Herzen offen. *Oft brauchen wir die Hilfe des anderen gerade dann am meisten, wenn wir abweisend gegen ihn sind.* Wir alle müssen natürlich bisweilen allein sein, brauchen Zeit, etwas zu durchdenken, und Zeit zum Beten, und wir sollen das Bedürfnis des anderen in dieser Hinsicht verstehen und achten. Wir dürfen jedoch nie taktlos oder undankbar sein, wenn sich der Ehemann oder die Ehefrau Sorgen macht und zu helfen versucht. Dies gilt besonders dann, wenn Schwierigkeiten bestehen.



Siebtens. Sagen Sie aufrichtig: „Es tut mir leid." Wenn wir einen Fehler machen, und sei es auch unbeabsichtigt, richten wir oft Schaden an, und es ist notwendig, daß wir uns entschuldigen. Als Ehemann und Ehefrau muß man nicht nur lernen, „Es tut mir leid" zu sagen, sondern auch: „Ich vergebe dir." Jesus hat gelehrt, daß die Vergebung unserer Schuld durch den Vater im Himmel zum Teil davon abhängt, ob wir fähig sind, jemandem zu vergeben, der sich gegen uns vergeht. (Siehe Mk 11:25,26.) Einige der stabilsten Ehen, die ich kenne, werden von Partnern geführt, die sagen können: „Es tut mir leid", und die einander vergeben können.

Ich kenne ein Ehepaar, das erst in späteren Jahren geheiratet hat. Die Frau war schon einmal verheiratet gewesen, doch für den Mann war es die erste Ehe. Nach mehreren Monaten des Eheglücks kam es zu einer ernsten Meinungsverschiedenheit. Der Mann war so verletzt, daß er mit seinen täglichen Aufgaben nicht zurechtkam.

Die Auseinandersetzung hatte ihn aus dem Gleichgewicht gebracht, doch nun begann er, über das Problem nachzudenken, und sah ein, daß das Problem zumindest teilweise bei ihm lag. Er ging zu seiner Frau und stammelte mehrmals verlegen: „Es tut mir leid, Schatz." Da brach die Frau in Tränen aus und gestand ein, daß sie selbst viel Schuld habe, und sie bat um Vergebung. Während sie sich in den Armen hielten, bekannte sie, daß sie solche Worte der Entschuldigung noch nie gebraucht habe. Sie wußte nun, daß alle künftigen Probleme zu lösen sein würden. Sie hatte ein Gefühl der Sicherheit, weil sie wußte, daß sie beide sagen konnten: „Es tut mir leid" und: „Ich vergebe dir".

Mann und Frau sollen aber nicht nur aufrichtig sagen: „Es tut mir leid", sie sollen es auch vermeiden, frühere Meinungsverschiedenheiten wieder zur Sprache zu bringen. Tausende von Ehen überdauern nur deshalb die schwierigsten Probleme und sind nur deshalb glücklich, weil gottgewollte Traurigkeit über die Sünde dazu führt, daß man wie Christus vergibt.



Achtens. Wenden Sie sich in Schwierigkeiten nie an Dritte, außer an Angehörige, die dafür geeignet sind, an Ihren Bischof oder Ihren Pfahlpräsidenten. Diese werden Sie auf feinfühlige Art und unter Inspiration an einen fähigen Berater verweisen, falls ein solcher gebraucht wird. Allzu leicht findet sich sonst jemand, der nur zu gern die gekränkte Frau bzw. den gekränkten Mann „trösten" möchte. Und wenn Ehepartner zu Hause niemand haben, mit dem sie reden können, suchen sie sich leider zu oft anderswo Freunde.

Und hier nimmt der Ehebruch oft seinen Anfang – in der Nachbarschaft, im Gemeindechor, im Büro oder sonstwo. Eine solche heimliche Affäre beginnt ganz harmlos: man redet einfach nur darüber, wie man gekränkt worden ist. Dann aber kommt eine Zeit gegenseitiger Abhängigkeit, die zu oft damit endet, daß Treue und Zuneigung auf jemand anders gerichtet werden, und dann kommt es zum Ehebruch.

Vertrauen Sie eheliche Schwierigkeiten nie einem Dritten an – außer, wie erwähnt, Angehörigen, die dafür geeignet sind, dem Bischof oder dem Pfahlpräsidenten –, nicht einmal Ihrem engsten Freund gleichen Geschlechts. Vielleicht ist er der erste, der jemand anders von Ihren Schwierigkeiten erzählt. Stützen Sie sich auf den Erretter, und verlassen Sie sich auf den Bischof oder den Pfahlpräsidenten. Dieses System hat uns der Herr gegeben; es ist einfach, funktioniert aber gut.



Neuntens. Bewahren Sie sich die Freude in Ihrer Ehe. Gottes Absicht ist, daß wir im Leben Freude finden. (Siehe 1Ne 8:10; 2Ne 2:25.) In den meisten Ehen herrscht anfangs Freude, und erfolgreich ist die Ehe, in der die Freude bewahrt bleibt. Wenn das Glücklichsein in einer Ehe verlorengeht, wird sie schwach und anfällig. Eine glückliche Familie wird immer von Eheleuten geführt, die voller Freude sind. Wenn Mann und Frau nicht mehr miteinander lachen und spielen, verlieren sie die Liebe zueinander und auch die Fähigkeit, beieinander zu bleiben. Zur wahren Liebe gehört ein fast kindlicher Frohsinn. Mit anderen Worten: Tun Sie etwas, was Spaß macht.



Zehntens. Beten Sie oft. Adam und Eva verbargen sich in einem Augenblick, in dem sie sich unsicher fühlten, vor Gottes Gegenwart und verschlimmerten damit ihre vorübergehende Auflehnung. Gott verbirgt sich nicht, sondern nur der Mensch. Gott spielte in dieser ersten Ehe

eine entscheidende Rolle, und er nimmt heute an jeder Ehe ebensoviel Anteil und sollte die gleiche Rolle spielen. Der Mann, die Frau und die Kinder sollen sich nach Möglichkeit gemeinsam zum Beten niederknien. Wo das nicht möglich ist, sollen Sie als Mann und Frau auf jeden Fall um eine stabile Ehe und um Glücklichsein beten, denn dazu haben Sie ein Recht.

Ich nehme an, unsere Schwächen und die Schwierigkeiten, denen wir im Leben begegnen, wirken sich auf die Ehe dergestalt aus, daß eine wirklich stabile Ehe ohne Gottes Hilfe unmöglich ist. Der Erretter kann helfen, eine Ehe in Ordnung zu bringen und stark zu erhalten. Die Zukunft hängt von der Gegenwart ab, und so müssen wir *heute* ein gutes Leben führen. Das Leben geht schnell vorüber. Begehen wir nicht den Fehler, daß wir hoffen, eines Tages werden wir glücklich und zufrieden sein: wenn alle Rechnungen bezahlt sind, wenn die Kinder herangewachsen sind oder wenn wir in den Ruhestand treten. Die Zeit, sich des Guten im Leben zu erfreuen, ist jetzt, und das Gute überwiegt immer das Schlechte. Mögen wir lernen, das Gute jetzt zu erkennen und uns gegenseitig Freude zu schenken. □

Wir wollen darüber sprechen

Vielleicht möchten Sie, nachdem Sie „Eine gute Ehe führen“ gelesen haben, mit Ihrem Mann bzw. Ihrer Frau folgende Fragen besprechen:

1. Für den Erfolg eines jeden Unterfangens ist die innere Einstellung von Bedeutung. Was für eine Einstellung braucht man also, um die Ehe glücklich zu erhalten?

2. Was für Arten der inneren Einstellung führen dazu, daß der Geist betrübt ist und aus Ihrem Zuhause weggenommen wird?

3. Wenn man ein Problem nicht ausspricht, erscheint es leicht schlimmer, als es in Wirklichkeit ist. Durch was für Fähigkeiten wird es leichter, das Problem auszusprechen?

4. Angenommen, es fällt Ihnen schwer zuzugeben, daß Sie in einer Sache unrecht haben. Wie können Sie dies überwinden?

5. Wie kann man außer mit Worten sonst noch zum Ausdruck bringen, daß man den Ehepartner liebt und schätzt?

6. Oben sind zehn Gedanken dargelegt, wie man eine Ehe glücklich gestaltet. Welcher davon wäre Ihrer Meinung nach am wertvollsten für Ihre Ehe?

DIE SECHS BESTEN ANSPRACHEN, DIE ICH JE GEHÖRT HABE

Thomas W. Ladanye
Illustriert von Tom Pratt

Haben Sie schon einmal in einer Versammlung der Kirche gesessen und sich gefragt, ob Sie wohl imstande sein werden, bis ans Ende auszuharren? Und zwar nicht bis ans Ende des Lebens, sondern bis ans Ende der Versammlung! Haben Sie sich schon einmal eine schlechte, zusammenhanglose Ansprache anhören müssen, die halb gemurmelt wurde – gehaltlose Phrasen in öder Monotonie? Haben Sie schon einmal dagesessen und sich gefragt, was der Sprecher nun eigentlich sagen wollte?

Und nun die andere Seite. Haben Sie als Sprecher schon einmal die qualvolle Erfahrung gemacht, unvorbereitet vor den Zuhörern zu stehen? Und haben Sie dann hilflos zugesehen, wie sie unaufmerksam wurden, sich langweilten oder schläfrig wurden? Haben Sie Ihre aufwühlenden Schlußworte (das einzige, was Sie wirklich vorbereitet haben) je an ein schnarchendes Publikum gerichtet?

Viele von uns, die lehren, die Führer sind und Ansprachen halten, haben Fähigkeiten; sie haben Erfahrung und leisten Bewundernswertes. Es gibt jedoch viele andere, die nicht solche Fähigkeiten und viel weniger Erfahrung haben. Ich bin zur Kirche bekehrt worden, und ich erinnere mich noch gut daran, wie mir angst und bange war, als angekündigt wurde, daß *ich* der Sprecher in der nächsten Abendmahlsversammlung sein würde. Daraus und aus anderen Erfahrungen mit Ansprachen habe ich gelernt, wie wichtig es ist, die richtigen Grundsätze zu erlernen und sie bei Ansprachen anzuwenden.

Es gibt mehrere Grundprinzipien – wohlbekannte, aber nicht immer praktizierte –, die man bei öffentlichen Ansprachen anwenden kann und soll, und zwar: (1) daß man das richtige Thema wählt, (2) daß man sich mit dem gewählten Thema vertraut macht, (3) Aufrichtigkeit, (4) daß man die Zeit nicht überschreitet, (5) daß

man sich ans Thema hält, (6) lautes und deutliches Sprechen, (7) Begeisterung, (8) daß man wirkungsvolle Begebenheiten und Beispiele einflicht, (9) daß man, wo es angebracht ist, Anschauungsmaterial gebraucht oder mit Humor spricht, (10) daß man sich in geistiger Hinsicht bereitmacht.

Ich habe öffentliches Sprechen gelernt und gelehrt; dabei und als Mitglied der Kirche habe ich im Laufe der Jahre viele ausgezeichnete Ansprachen gehört. Die folgenden Beispiele handeln von verschiedenen Sprechern, und zwar von gebildeten und weniger gebildeten. Diese Beispiele machen deutlich, wie man einige der oben genannten richtigen Grundsätze anwendet. Alle diese Ansprachen haben etwas gemeinsam, was am wichtigsten ist: sie sind wirkungsvoll.

1. Eine Ansprache, die ich vor über 20 Jahren gehört habe, macht deutlich, wie wirkungsvoll eine Ansprache sein kann, wenn der Sprecher das richtige Thema wählt und wenn ihm dieses vertraut ist.

Als ich noch in New Jersey wohnte, hatte ich ein Geschäft für Küchenschränke. Ich hatte seit vielen Jahren Küchenschränke gebaut und angebracht, und so wußte ich genau, was gute Fertigungsqualität war, und war stolz auf unsere nach Maß gefertigten Möbel. Einmal trat eine große Firma aus Pennsylvania, die Schränke herstellte, an uns mit dem Wunsch heran, ihre Produkte zu verkaufen. Ich antwortete, ich wolle die Fabrik erst aufsuchen und mir die Produkte ansehen; dann würde ich mich entscheiden.

Als ich die Fabrik dann mit anderen Händlern besuchte, hörte ich einen Mann eine Rede darüber halten, daß er für die Kisten verantwortlich sei, in denen die Schränke geliefert wurden. Der Mann



hatte keinen sehr großen Wortschatz, und er sprach auch nicht über ein tiefschürfendes Thema. Er war aber mit seinem Thema vertraut; es war seinen Fähigkeiten als Redner angemessen, und es paßte auf jeden Fall zu dem Anlaß. Und es war sehr aufschlußreich und interessant.

Als er mit seiner Rede fertig war, nahm er einen gewöhnlichen Schrank, wie er dort hergestellt wurde, und packte ihn in eine Kiste. Dann nahm er diesen Schrank und einen weiteren, von einem Konkurrenten verpackten, und ließ beide aus einem Fenster im zweiten Stock hinabfallen. Der von ihm selbst verpackte Schrank bekam kaum einen Kratzer ab, während der andere rettungslos zu Bruch ging. Worte und Veranschaulichung wirkten als unvergeßlicher Eindruck zusammen und überzeugten mich von dem Produkt. Ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie Worte, verbunden mit Anschauungsmaterial, motivieren können!

2. Wenn ich einen einzigen Grundsatz nennen sollte, der für eine wirksame Verständigung entscheidend und ausschlaggebend ist, dann müßte dies die Aufrichtigkeit sein. Meint man wirklich, was man sagt? Ist man von dem betreffenden Grundsatz wirklich überzeugt? Die Zuhörer durchschauen einen Sprecher schnell, und wenn man sie von etwas zu überzeugen versucht, womit man persönlich keine positiven Erfahrungen gemacht hat, ist kein Erfolg zu erwarten.

Ich erinnere mich an zwei Beispiele. Kurz nachdem ich mich in New Jersey der Kirche angeschlossen hatte, zog ich mit meiner Familie nach Vermont. Einige der Mitglieder dort waren nicht sehr gebildet, und sie gaben auch nicht vor, etwas anderes zu sein, als einfache, starke und treue Mitarbeiter im Reich Gottes. Ich weiß noch, wie einer von ihnen aufgefordert wurde, bei der Distriktskonferenz zu sprechen. Er war aus Vermont gebürtig und Anfang sechzig. Anscheinend war er in der Kunst öffentlichen Redens nicht geschult, doch werde ich seine Worte nie vergessen.

Zu Beginn sagte er, daß es ihm früher schwergefallen sei, nach einem wichtigen Gebot des Herrn zu leben, nämlich: „Du sollst deinen Nächsten lieben." Sein Chef hatte ihn offenbar ziemlich grob behandelt; es schien diesem Freude zu machen, ihm all die unangenehmen Arbeiten in der Fabrik zuzuweisen und ihn bei Beförderungen unberücksichtigt zu lassen.

In seiner Verzweiflung wandte sich der Bruder betend an den Herrn, daß er ihm in dieser unerträglichen Situation helfe. Nach seiner Schilderung begann der Groll gegen seinen Chef nachzulassen, als er weiter betete, und er fing sogar an, ihn gern zu haben!

Nach mehreren Wochen fortwährenden Betens stand dieser Bruder nun aufrecht vor dem Pult, hielt es fest in den Händen und sagte mit Tränen in den Augen: „Wissen Sie, Brüder und Schwestern, ich habe wirklich angefangen, diesen Mann zu lieben." Von nun an wurde das Verhältnis zu ihm besser, und das Leben dieses Bruders – innerhalb und außerhalb der Fabrik – änderte sich zum Guten. Eine eindrucksvolle Botschaft – einfach, aufrichtig und aus dem Herzen gesprochen.

3. Ein ähnliches Beispiel, ebenfalls aus Vermont, stammt von jemandem, der vor kurzem zur Kirche bekehrt worden war und dessen Hobby es war, Oldtimer fahrtüchtig zu machen.



In seiner Ansprache zog er einen Vergleich zwischen seinem Hobby und unser aller Aufgabe, zur Aktivierung der inaktiven Mitglieder beizutragen. Der innere Zusammenhang wurde durch seine Auf-

richtigkeit hergestellt – seine offenkundige Liebe zu alten Autos und seine noch größere Liebe zum Bruder im Evangelium sowie die Sorge um ihn.

Abgesehen von der Aufrichtigkeit, beachteten beide Brüder drei weitere wesentliche Grundsätze, die ihre Botschaft wirkungsvoller machten: Erstens hat sich keiner von ihnen zu Beginn der Ansprache für etwas entschuldigt, etwa dafür, daß ausgerechnet er sprechen müsse, obwohl keine der beiden Ansprachen auch nur den geringsten professionellen Charakter hatte. Sie übernahmen die volle Verantwortung für ihr Thema und sprachen selbstsicher und frei heraus. Wer seine Ansprache mit einer Entschuldigung beginnt, gibt den Zuhörern zu verstehen, daß er entweder nicht vorbereitet ist oder sich nicht wohl fühlt. Damit wird man selten das Vertrauen oder die Sympathie der Zuhörer gewinnen. Man schafft damit eher den Rahmen für eine mittelmäßige Leistung. Entschuldigen Sie sich also *nie* für Ihre Ansprache.

Zweitens war jede dieser Ansprachen kurz und drehte sich nur um ein einziges Thema. Wie erquickend ist es, wenn sich ein Sprecher gut vorbereitet hat, wenn er deutlich, selbstsicher und frei heraus über ein einziges Thema spricht, seinen Gedanken darlegt und sich wieder hinsetzt! Eine Ansprache, die kurz und bündig ist und sich nur um ein einziges Thema dreht, kann sehr einprägsam sein.

Drittens sprach jeder dieser Sprecher so, daß wir ihn alle hören konnten. Die größte Qual, die allzu viele Zuhörer durchzumachen haben, ist vielleicht die, daß sie einfach nicht hören oder verstehen können, was der Sprecher sagt. Das Mikrofon, das man vor sich hat, nützt vielleicht nur wenig, wenn man nicht hineinspricht oder wenn man leise spricht oder hin- und her- oder nach vorn oder hinten schwankt. Viele beginnen mit normaler Lautstärke und sprechen allmählich immer leiser und immer schneller. Vergessen Sie nicht: Wenn man Sie nicht einmal hören kann, ist die ganze Mühe der Vorbereitung vergeblich gewesen. Man braucht nur ein wenig auf gute Sprechgewohnheiten zu achten; dies kann schon sehr viel ausmachen.

4. Eine weitere ausgezeichnete Ansprache wurde in unserer Gemeinde in Oregon von einem Hohenrat des Pfahls gehalten. Es waren darin alle Prinzipien vereinigt, die wir bisher besprochen haben: Aufrichtigkeit, das richtige Thema, Selbstvertrauen, gute Vorbereitung, deutliches Sprechen und das Einhalten der Zeit – und dazu noch etwas Spezielles, was aus einer durchschnittlichen Ansprache eine ausgezeichnete Ansprache machen kann, nämlich Begeisterung!

Dieser Bruder strahlte Begeisterung aus, er erzählte ein unvergeßliches Erlebnis. Es gelang ihm, dieses Gefühl auf die Zuhörer zu übertragen. Er erzählte vom Verhalten zweier Väter, die an einem Fluß mit starker Strömung mit ihren Kindern ein Picknick machten. Der eine Vater begann aufgeregt zu schreien, als sein kleiner Sohn dicht ans Ufer ging. Er schlug sein Kind und zerrte es vom Wasser weg. Der andere Vater gab sorgfältig acht, was sein Sohn tat. Dann kniete er sich neben ihm hin und zeigte ihm, wie gefährlich das reißende Wasser war. Der Vater und der Sohn warfen zusammen Stöcke in den Fluß und schauten zu, wie sie von der Strömung fortgerissen wurden. Damit war die Neugier des Kindes befriedigt, und es folgte seinem Vater zufrieden auf sicheren Boden.

Der Hoherat fragte uns, welchem der beiden Kinder dank der Umsicht des



Vaters eine bleibende Lehre erteilt worden sei.
Auch wir lernten etwas aus diesem persönlichen Erlebnis und auch aus der Art und Weise, wie die Begebenheit erzählt wurde.
Was für eine Erleichterung, daß jemand selbstsicher ans Pult trat und seine Ansprache mit Begeisterung, Selbstvertrauen und Lebhaftigkeit begann!
Ein wichtiger, von fast allen guten Sprechern befolgter Grundsatz ist die Fähigkeit, durch Erzählen einer Begebenheit eine eindrucksvolle Aussage zu machen. Die allerbesten Ansprachen bauen auf einem persönlichen Erlebnis auf – oder einer Begebenheit, von der man gehört hat –, das man für seine Zuhörer im Sinne einer positiven Lehre zurechtschneidet. Sobald der Sprecher sagt: „Ich möchte Ihnen nun etwas erzählen . . .“, horchen die Zuhörer auf. Wenn es sich um ein persönliches Erlebnis handelt und wenn sich dieses auf das besprochene Thema bezieht, hat man weitaus größere Chancen, verstanden zu werden. Dies ist genau der Grund, warum Jesus das, was er gelehrt hat, auf Themen und Situationen aufgebaut hat, die seinen Zuhörern wohlbekannt waren.

5. Ein weiterer wichtiger Faktor – bei dem man natürlich Vorsicht walten lassen sollte – ist der Humor. Ich habe schon oft gesehen, wie das Interesse der Zuhörer oder der Klasse geweckt wurde, wenn eine Rede durch passenden Humor bereichert wurde. Wo es gilt, die Aufmerksamkeit zu fesseln und etwas hervorzuheben oder die Zuhörer aus der Reserve zu locken, gibt es nichts Wirksameres als passenden Humor, der sich auf die wesentliche Aussage bezieht. Das Leben ist reichlich ernst, und wenn wir nicht gelegentlich innehalten und über unsere augenblickliche Situation lachen können, könnte uns das alles erdrücken. Aber Vorsicht: Es muß passender Humor sein. Es ist wichtig, daß man alles vermeidet, was dem Geist des jeweiligen Anlasses Abbruch tun könnte.

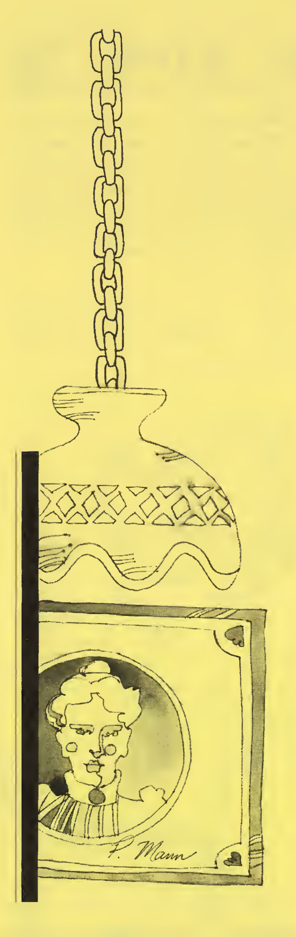
6. Ich habe über unsere Aufgabe nachgedacht, wie wir uns in unseren Ansprachen, die wir in der Kirche zu halten beauftragt sind, besser verständlich machen, und da gibt es einen Bereich, von dem ich glaube, daß er manchmal stark vernachlässigt wird: unsere geistige Vorbereitung. Zwar mag dies auf alle Arten von Ansprachen zutreffen, doch kann es besonders dort betrüblich sein, wo es darum geht, daß wir sinnvoll Zeugnis geben oder uns darauf vorbereiten. Für viele ist ein Zeugnis die wichtigste „Ansprache“, die sie je halten, denn gerade dabei übermittelt der Geist den Zuhörern das Zeugnis, mit dem wir uns alle ständig aufbauen: daß das Werk, in

UR-GROSS-VATERS STIEFEL

Nanette Larsen

Illustriert von Paul Mann

Gaby schaute Urgroßvaters Stiefel hoch oben auf dem Bücherregal an. Er nahm sich zwischen Mutters Blumen und hübschen Ziergegenständen etwas sonderbar aus, denn er war alt und abgetragen. Solange Gaby sich erinnern konnte, hatte er



immer dort auf dem Regal gestanden. Ab und zu schaute sie ihn an und fragte sich, weshalb er wohl da oben stand.
Ihre Mutter sagte oft: „Urgroßvaters Stiefel erinnert mich daran, Genealogie zu machen."
Viel wußte Gaby ja nicht über Genealogie, aber sie dachte doch, daß Genealogie sicherlich nichts mit Stiefeln zu tun hatte. Eines Tages nun war Gaby ganz besonders neugierig. Sie wollte wissen, warum nur ein Stiefel dort oben stand und es nicht zwei waren.
Sie stieg auf einen Stuhl nahe beim Bücherregal. Sie reckte und streckte sich, bis ihre Finger gerade das weiche Leder berührten. Noch ein Ruck und Urgroßvaters Stiefel fiel mit lautem Krach auf den Fußboden.
Gaby sprang vom Stuhl und hob den Stiefel auf. Aus der Nähe sah er noch viel größer aus. Gaby drehte und wendete ihn und betrachtete jeden Kratzer und jede abgenutzte Stelle darauf. In der Sohle waren zwei riesige Löcher. ‚Urgroßvater muß darin weit gelaufen sein', dachte Gaby. Der Stiefel war so groß, daß Gaby mit beiden Füßen hineinsteigen konnte. Doch da hörte sie etwas knirschen und rascheln. Da steckte etwas in Urgroßvaters Stiefel! Sie zog ihn schnell wieder aus und entdeckte darin einige Blätter Papier, die sie mit ihren Füßen zerknüllt und eingerissen hatte. Jedes Blatt war beschrieben, und zwar in Mutters Schrift. Sie konnte ja nicht viel davon lesen, aber auf einigen Blättern sah sie ihren eigenen Namen erwähnt.

„Was hat Mutter denn da geschrieben?" wunderte Gaby sich. „Und warum steckt sie die Zettel in Urgroßvaters Stiefel?"
Gaby hörte ihre Mutter kommen. Sie hatte Angst, daß ihre Mutter traurig sein würde, wenn sie das zerissene Papier sähe. So packte sie schnell den Stiefel und lief damit in ihr Zimmer. Dort versteckte sie ihn unter dem Bett.
Den ganzen Nachmittag über hatte Gaby Angst, ihre Mutter würde sie wegen des Stiefels fragen. Aber Mutter erwähnte den Stiefel bis zum Abendessen nicht. Gerade als Gaby den Mund voller Kartoffel hatte, sah Mutter alle an – David, Christof, Gaby und Vati.
„Hat einer von euch Urgroßvaters Stiefel gesehen?" fragte sie. „Er steht nicht mehr oben auf dem Bücherregal."
Gaby mußte schlucken. Sie sah nicht vom Teller auf. Aber sie gestand doch: „Ich habe ihn."
„Du?" rief Mutter erstaunt.
„Ja, ich habe ihn unters Bett geschoben, damit du ihn nicht siehst", sagte Gaby. Sie lief schnell in ihr Zimmer und holte den Stiefel hervor. Eine Träne rollte ihr über die Wange. „Es tut mir leid, Mutti, daß ich dein Papier zerrissen habe. Ich wollte bloß den Stiefel ansehen."
„Ist schon in Ordnung, Gaby", sagte Mutter liebevoll. Sie umarmte Gaby und stellte dann den Stiefel an seinen Platz zurück.
Beim nächsten Familienabend gab Mutter jedem der Kinder ein hübsch eingepacktes Geschenk. Dann holte sie Urgroßvaters Stiefel vom Bücherregal herunter und stellte ihn mitten auf den Tisch, so daß alle ihn sehen konnten.
„So, jetzt könnt ihr eure Geschenke aufmachen", sagte Mutter.
Gaby, David und Christof wickelten ihr Geschenk aus. Jedes Kind hatte ein langes, dünnes Buch bekommen.
„Ein Buch der Erinnerung, so wie du eines für deine Genealogie hast, Mutti", rief Gaby.
Mutter blätterte in Gabys Buch der Erinnerung und zeigte ihr eine altmodische Photographie von einem gutaussehenden jungen Mann. „So hat Urgroßvater ausgesehen, bevor er geheiratet hat", erklärte sie. „Ich denke, es ist an der Zeit, daß ihr etwas über ihn erfahrt und wißt, weshalb mir sein Stiefel so lieb geworden ist, daß ich ihn oben auf dem Bücherregal aufbewahre.
Als ich noch klein war, las ich gern, was Urgroßvater in seinem Tagebuch erzählt. Eine meiner Lieblingsgeschichten handelt von eben diesem Stiefel." Mutter langte nach dem Stiefel und strich liebevoll über das abgetragene Leder.
„Nachdem Urgroßmutter gestorben war, mußte Urgroßvater hart arbeiten, um für seine fünf kleinen Kinder zu sorgen. An einem heißen Sommertag hütete er gerade in der Nähe seiner kleinen Farm die Kühe. Er rastete bei einem Fluß, zog die Stiefel aus und ließ die Füße in das kalte Wasser baumeln. Irgendwie fiel plötzlich einer der Stiefel ins Wasser. Er versuchte, ihn noch zu fassen, aber das Wasser trieb ihn so rasch fort,

daß er ihn nicht wiederbekommen konnte. So mußte er den Heimweg mit nur einem Stiefel machen.
Ich erinnere mich daran, wie Großvater in seinem Tagebuch berichtet: ‚Als ich daheim ankam, taten mir die Füße sehr weh. Nur einen Stiefel zu tragen ist so ähnlich, wie nur eine halbe Familie zu sein, jetzt, wo meine liebe Frau nicht mehr bei uns ist. Es ist schwer, ohne meine zweite Hälfte vorwärtszukommen. Ich glaube nicht, daß ich meinen Stiefel wiederfinden werde, aber ich hoffe, daß ich eines Tages, ich weiß nicht wie, wieder mit meiner Frau zusammen sein werde.'"
Mutter lächelte Gaby, David und Christof zu.
„Jedesmal, wenn ich Urgroßvaters Stiefel ansehe, denke ich an diese Begebenheit und daran, wieviel einem fehlt, wenn man nur eine halbe Familie ist. Urgroßvater hat ja nicht im Tempel geheiratet, weil er nie etwas vom Evangelium erfahren hat."
Gaby fragte: „Du meinst, daß Urgroßvaters Familie nicht eine ewige Familie ist, so wie wir?"
„Jetzt sind sie es", antwortete ihre Mutter, „weil ich für sie alle Arbeit im Tempel verrichten ließ. Ich mache auch die Tempelarbeit für weitere Ururgroßeltern von euch, damit sie alle ebenfalls eine ewige Familie werden können. Deswegen mache ich Genealogie. Das hilft mir, alles über die Urgroßeltern herauszufinden."
„Haben diese Blätter Papier auch mit Genealogie zu tun?" fragte Gaby und zog das zerknüllte Papier aus Urgroßvaters Stiefel.
„Ja", sagte ihre Mutter. „Ich schreibe einen Bericht über unsere Familie, weil vielleicht eines Tages unsere Enkelkinder gern etwas über uns lesen möchten. Immer wenn etwas Besonderes geschieht, notiere ich es mir und stecke den Zettel in Urgroßvaters Stiefel. Einmal in der Woche schreibe ich diese Notizen dann mit Schreibmaschine in mein Tagebuch oder in mein Buch der Erinnerung."
Gaby schlug vor Aufregung die Hände zusammen: „Kann ich nicht auch anfangen, für mein Buch der Erinnerung zu schreiben?"
„Ich will auch schreiben", rief David. Auch der kleine Christof wollte dabei sein. Er holte sich rasch Papier und Buntstifte und zeichnete sich selbst, wie er im Sandkasten spielte. Dieses Bild schob er dann vorsichtig in Urgroßvaters Stiefel.
„Das ist unser erster Bericht", meinte Mutter, und alle freuten sich und lachten.
Von diesem Tag an hatte Urgroßvaters Stiefel einen neuen Platz, nämlich ganz unten im Bücherregal, wo Gaby, David und Christof leicht hinlangen konnten, wenn sie hineinstecken wollten, was sie niedergeschrieben hatten. Und jede Woche suchten sie die Geschichten aus, die ihnen am besten gefielen, und Mutter schrieb sie für ihr Buch der Erinnerung auf.
Nie wieder hat Gaby gedacht, daß Urgroßvaters Stiefel eigentlich nicht zu den Büchern im Bücherregal paßt. Im Gegenteil, er erschien ihr viel schöner als Mutters Blumen oder andere Ziergegenstände. □

Versteckte Bilder

Mick Reasor



Könnt ihr alles finden, was in diesem Bild versteckt ist?



Illustration von Richard Hull



Es ist ein sonniger Frühlingstag. Spanni, die Spannerraupe, ist gerade dabei, ihr Mittagessen aus grünen Blättern zu verzehren. Sie ist ja eine hungrige Raupe. Und junge grüne Blätter sind ihre Lieblingsspeise. Da landet das Rotkehlchen Robbi genau auf demselben Ast, auf dem auch Spanni sitzt. Robbi ist ebenfalls hungrig, und junge grüne Spannerraupen sind seine Lieblingsspeise. Spanni möchte jedenfalls nicht als Robbis Mittagessen enden, und so läßt sie sich rasch fallen. Aber sie tut sich nicht weh dabei, denn sie hängt – wie eine Spinne – an einem seidenen Faden. Wenn die Gefahr dann vorüber ist, kann Spanni an dem Faden wieder hoch zu ihrem Ast emporklettern, wo die grünen Blätter warten.

SPANNI, DIE SPANNERRAUPE

Paula DePaolo

Robbi schaut zu, wie Spanni an ihrem Faden hängt. Auch andere Spannerraupen baumeln da an ihren Fäden. Einige sind grün, andere rötlich. Wieder andere sind braun oder gelb. Einige sind gestreift, und andere sind einfarbig. Und ein paar sehen überhaupt aus wie kleine Zweige.

Alle diese Würmer gehören zur großen Familie der Raupen. Ihr Familienname ist „Geometridae“, das be-

deutet „Erdmesser“ oder „Spannerraupe“. Der Name beschreibt, wie diese Raupen sich fortbewegen. Keine andere Raupenfamilie bewegt sich so fort wie die Spannerraupen.

Sie krümmen zuerst ihren Körper hakenförmig nach oben. Dann gehen sie mit ihren drei Paar Vorderbeinen nach vorn. Mit diesen halten sie sich an den Ästen oder Blättern fest. Dann ziehen sie den Körper wieder zusammen, bis die Hinterbeine an die Vorderbeine anstoßen. In der Körpermitte haben Spannerraupen keine Beine.

Der Wind schaukelt Spanni hin und her, während sie an ihrem Seidenfaden hängt. Sie ist schon schrecklich hungrig.

Da fliegt Robbi weg. Endlich kann Spanni sich ihrem Mittagessen widmen!

Doch nun fällt ein Schatten auf Spanni. Ein Junge nimmt Spanni vorsichtig von ihrem Ast. Er hält sie in seiner Hand. Spanni kriecht bis zu seiner Fingerspitze vor. Dort stellt sie sich auf die Hinterbeine und schaut umher. Der Junge lacht. „Wie lustig du kriechst“, sagt er. „Dein Körper macht jedesmal eine richtige kleine Öse beim Gehen.“ Spanni kriecht den Arm des Jungen entlang. „Du willst wohl wissen, wie groß ich bin? Ich bin über einen Meter groß, und du bist nur zwei Zentimeter lang.“

Spanni ruht sich auf der Schulter des Jungen aus. Ihr Mittagessen hängt unerreichbar hoch über ihr. „Mein Vater hat mir schon viel von dir erzählt“, fährt der Junge fort. „Er hat gesagt, daß du in diesem Frühling viele grüne Blätter fressen wirst. Im Sommer vergräbst du dich dann in der Erde. Vielleicht wirst du einen seidenen Schlafsack spinnen, den man Kokon nennt. Aber vielleicht auch nicht, denn manche Spannerraupen kommen auch ohne Kokon aus.

Den Winter über bleibst du unter der Erde. Und wenn du nächsten Frühling aus der Erde hervorkommst, bist du keine Spannerraupe mehr. Dann bist du ein kleiner weißer oder grauer oder brauner Nachtfalter. Weißt du das? Wenn du ein Nachtfalterweibchen bist, dann legst du nächsten Frühling Hunderte Eier in einen Baum. In diesen Eiern sind wieder kleine Spannerraupen. Einige Nachtfalter legen ihre Eier schon im Herbst. Dann bleiben die Eier den ganzen Winter unter einer Baumrinde – brrr! Im Frühling schlüpfen dann die kleinen Spannerraupen.

So, kleine Spannerraupe, ich muß wieder gehen. Vielleicht sehen wir uns nächsten Frühling, wenn du bei uns auf der Veranda fliegst.“

Der Junge setzt Spanni auf einen niedrigen Zweig. Spanni kriecht fort, so schnell sie kann.

Sie ist ja so hungrig! Sie muß fressen und fressen und fressen, damit sie den Winter überleben kann. Sie wird unter ein großes grünes Blatt schlüpfen, da sieht sie niemand. Und wenn Robbi kommt, kann er sie auch nicht entdecken.

Endlich kommt Spanni dazu, ihr Mittagessen zu verzehren. ☐

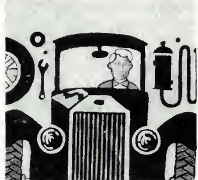
dem wir mitarbeiten, heilig und von Gott ist.

Wenn wir zu Beginn eines jeden Monats zur Fast- und Zeugnisversammlung kommen, sollen wir es mit Fasten und Beten, Nachdenken und hoffentlich auch mit neuem Eifer für unsere heiligen Bündnisse und Verpflichtungen im Dienst des Herrn tun. Am Fastsonntag sollte unsere geistige Gesinnung von allen Sonntagen wohl am stärksten sein, denn wenn wir zu dieser Versammlung kommen, haben wir unsere zeitlichen Wünsche durch Fasten bezwungen, und wir sind sehr empfänglich für Geistiges. Daraus ergibt sich: Was wir in der Zeugnisversammlung sagen, soll im Einklang mit dem Geist stehen, und wir sollen nicht zuviel Zeit in Anspruch nehmen, um von Geschehnissen und Vorkommnissen zu erzählen, die nicht im Einklang mit dem Zweck dieser Zusammenkunft stehen.

Ein Zeugnis, an das ich mich gut erinnere, wurde in Kalifornien bei einer Tagung der Jungen Erwachsenen und des Religionsinstituts gegeben. Ein blindes Mädchen suchte sich einen Weg nach vorn und gab vor ungefähr 400 Jugendlichen und Erwachsenen ein ergreifendes Zeugnis. Bevor sie sich der Kirche angeschlossen hatte, so erzählte sie, hatte sie an den Gesprächen mit den Missionaren teilgenommen. Während dieser Zeit begann sie ihr Augenlicht zu verlieren. Ihre Eltern waren sehr gegen die Missionare und die Kirche und verlangten von ihr, die Gespräche abzubrechen. Sie antwortete einfach, das Erkennen und Verstehen sei ihr wichtiger als das Sehen. Zum Schluß gab sie Zeugnis – ein Zeugnis, das viele der Anwesenden gewiß nie vergessen werden.

Es ist nicht notwendig, daß wir professionelle Redner sind. Wir brauchen nur diese Grundprinzipien anzuwenden und den Herrn um Führung zu bitten, dann können wir bessere Redner sein und unsere Gedanken wirkungsvoll mitteilen. Wie Alma einst gesagt hat: „Nun mögt ihr vielleicht meinen, dies sei Torheit von mir; aber siehe, ich sage euch: Durch Kleines und Einfaches wird Großes zustande gebracht; und in vielen Fällen beschämen kleine Mittel die Weisen." (Al 37:6.) □







„Das ist nämlich Mr. Christian“

Archie M. Brugger



Der Arzt in dem Militärstützpunkt bei Taejon in Korea schaute zu mir hoch und lächelte. Ich hatte ihm und seinen Kollegen gerade dazu gratuliert, daß sie in so hervorragender Weise mit diesem Fall von Kohlenmonoxydvergiftung fertig geworden waren. Als Abteilungsleiter des obersten Militärarztes der amerikanischen und der UNO-Streitkräfte war ich von der Arbeit dieses jungen Arztes so beeindruckt, daß ich persönlich herunterkam, um den Fall mit ihm zu begutachten.

In seinem Zelt plauderten wir über das Auftreten solcher Vergiftungen bei Soldaten. Die Koreaner heizen mit einer weichen Kohle, die man *Jantan* nennt. Sie wird zu großen Brocken zusammengepreßt und in einem Ofen unter der einen Ecke des Hauses verbrannt. Der Rauch wird durch den aus Lehm und Ziegeln gebildeten Fußboden zu einem Schornstein an der gegenüberliegenden Seite des Hauses geleitet und wärmt so das Gebäude und seine Bewohner. Wenn eine undichte Stelle entsteht, tritt Kohlenmonoxyd aus.

Die amerikanischen Soldaten verließen oft ihren Stützpunkt und gingen in ein nahegelegenes Dorf. Dort betranken sie sich und schliefen neben einem Jantan-Ofen ein. Gelegentlich zogen sie sich eine Kohlenmonoxydvergiftung zu und wurden bewußtlos zum Stützpunkt zurückgebracht. Bei der Behandlung prüfte man üblicherweise auch den Alkoholspiegel in ihrem Blut.

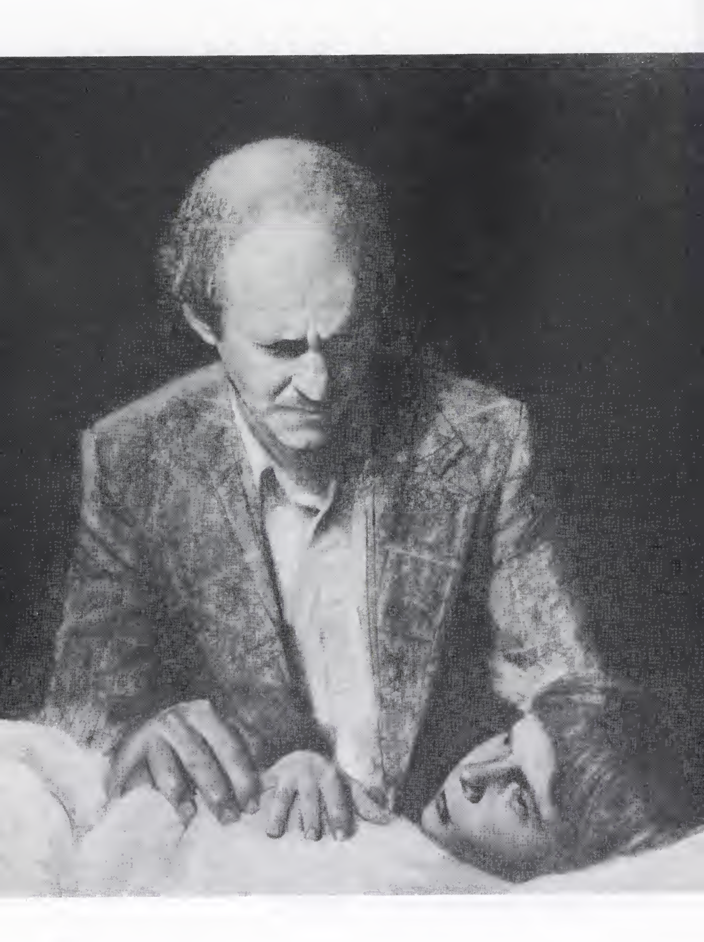
Ich fragte den Arzt, wie hoch der Alkoholspiegel bei diesem Soldaten gewesen sei, und seine Antwort war verblüffend und zufriedenstellend zugleich.

„O, ich habe bei Mr. Christian keinen



Illustriert von Robert Barrett

Alkoholtest gemacht", sagte er. „Er ist nämlich Mormone."
Ich tat so, als sagte mir dies nichts.
„Was hat das damit zu tun?" fragte ich. „Der Bursche ist in die Stadt gegangen, und dann hat man ihn bewußtlos aufgefunden. Woher wissen Sie, daß die Bewußtlosigkeit nicht durch Alkoholrausch verursacht worden ist?"
Der Arzt antwortete: „Weil dies Mr. Christian ist. Was er tut, ist immer anständig und vorbildlich."
Der Arzt erklärte, fast jeder im Stützpunkt wisse, daß Mr. Christian ein ehemaliger Missionar der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage sei. Er habe seine Mission in Korea erfüllt, spreche Koreanisch und gehe in den dienstfreien Stunden oft zum Dorf, um mit den Leuten zu plaudern. Mit einigen hatte er über seine Kirche gesprochen, und sie hatten sich dieser angeschlossen. Sie wohnten in einem kleinen Weiler bei dem Stützpunkt, waren aber mit Christian zum Gottesdienst in Taejon gefahren.
Am Sonntagabend war er zusammen mit ihnen nach Hause gekommen, und sie hatten ihn eingeladen, bei ihnen zu übernachten. Als Ehrengast erhielt er den Platz, der dem schwelenden *Jantan* am nächsten war. Es war eine kalte Nacht, und so hatte man alle Öffnungen des Gebäudes verschlossen. Eine Spalte im Fußboden wurde übersehen, und während der amerikanische Soldat schlief, wurde er von den Gasen vergiftet.
Mit größtem Stolz ließ ich meinen Arztkollegen wissen, daß ich selbst Mormone sei. Ich äußerte mein Erstaunen darüber, daß er diesen jungen Soldaten so gut kannte, und er antwortete, er kenne nicht viele Soldaten so gut. Christian sei aber ganz anders als die anderen Soldaten im Stützpunkt.
Ich habe Bruder Christian nie persönlich kennengelernt und kann nur Vermutungen darüber anstellen, wieviel Gutes er in einer Umgebung bewirkt hat, die normalerweise die niedrigen Instinkte des Menschen anspricht. Ich werde aber nie vergessen, welchen Eindruck er auf den Arzt gemacht hat, der ihn behandelt hat, auch nicht das Beispiel, das er mir gegeben hat. Jahre bevor er den Gefahren des Soldatenlebens ausgesetzt wurde, hatte er schon über vieles die richtige Entscheidung gefällt, und nun ließ er sich von seiner Umgebung nicht die Fähigkeit nehmen, Gutes zu tun. Die anderen Soldaten kannten seine Kompromißlosigkeit. Ich bin sicher, daß viele ebenso wie ich sein Beispiel im Gedächtnis behalten haben, und ich bin ihm dankbar dafür, daß er sein Licht hat leuchten lassen. □



GELIEBTER JOHNNY

Gordon Allred

Illustriert von Del Parson

Es war ungefähr vier Uhr nachmittags an einem trüben Februartag des Jahres 1977. Ich saß gerade in meinem Büro an der Universität und bereitete mich auf ein Abendseminar vor, als das Telefon klingelte.

„Vati?" sagte eine Stimme. „Mutti hat gesagt, ich soll anrufen und sagen, daß sie John ins Krankenhaus bringt."

„Ins Krankenhaus?" fragte ich. „Warum denn?"

Es war Kathryn, und ihre Stimme klang ziemlich nervös.

„Na ja – weißt du . . ., ich war gerade mit dem Kombi nach Hause gekommen, und er wollte, daß ich ihn auf dem Kotflügel mitfahren lasse."

„O nein!" stöhnte ich, „wie oft habe ich euch gewarnt und gesagt, ihr sollt . . ."

„Aber es war doch nur ein paar Häuser weit", sagte sie, „und ich bin wirklich langsam gefahren. Es ist auch erst passiert, nachdem ich angehalten habe; auch habe ich ihm gleich am Anfang gesagt, daß er nicht mitfahren soll."

„Also gut, darum geht es nicht. Nun sag mir, was passiert ist. Wie schlimm ist es?"

„Nicht allzu schlimm, ich glaube es zumindest nicht. Er ist einfach abgesprungen, und dabei ist er auf den Hinterkopf gefallen."

Plötzlich wurde ich sehr unruhig. „Aha. Und wie ist sein Zustand jetzt? Hat er sich verletzt? Hat er starke Schmerzen, oder was ist?"

„Nein", antwortete sie, „er verhält sich nur so komisch. Er kann sich an nichts erinnern, und die Finger der linken Hand hält er so krumm, als wenn er an etwas kratzen will."

Wenige Augenblicke später hatte ich die Unfallstation am Telefon und sprach mit

meiner Frau Sharon. „Er hat keine großen Schmerzen“, ließ sie mich wissen, „und sein Gedächtnis ist schon wieder recht gut. Sie möchten ihn nur eine Zeitlang zur Beobachtung dalassen und vielleicht ein paar Röntgenbilder machen, um sicherzugehen, daß er keinen Schädelbruch hat.“

„In Ordnung“, antwortete ich. Ich fühlte mich wieder besser. „Ich muß mich auf mein Abendseminar vorbereiten, aber ruf mich an, wenn sich sein Zustand verschlechtert. Dann komme ich sofort!“

Es war dunkel geworden, und es fielen ein paar Schneeflocken. Das dreistündige Seminar war zur Hälfte vorüber, als mein Sohn Tony, der zum Hausmeisterpersonal gehörte, in der Eingangstür erschien. Direkt hinter ihm stand Dr. Evan Memmott, ein guter Bekannter und Nachbar von uns, der Leiter unserer Abteilung für audiovisuelle Hilfsmittel.

Beide wirkten sehr ernst. Ich werde nie den tief bekümmerten Ausdruck in Evans zerfurchtem Gesicht, das soviel Einfühlungsvermögen ausdrückte, vergessen. Er schien den Tränen nahe zu sein, und in diesem Augenblick glaubte ich, daß mein Sohn tot sei.

Ich erinnere mich nur verschwommen an das, was in den nächsten Minuten geschah. Ich stand dort im Flur, schaute ihnen in die Augen und hörte den gequälten, dringend fragenden Tonfall in meiner Stimme, als spräche jemand anders. „Was ist? Was ist passiert?“ Die Antwort löste in mir Erleichterung und Angst zugleich aus. Johnny war am Leben, aber sein Zustand hatte sich deutlich verschlechtert, und er hatte Krämpfe.

Als wir ankamen, saß er am Rand des Krankenbettes; um ihn herum waren meine Frau, Dr. Grant Way, unser Kinderarzt, und zwei, drei Krankenschwestern. Johnnys Gesicht war fahl mit einem graugrünen Einschlag, sein Haar war ganz durcheinander, und er sah schrecklich schwach und angegriffen aus. Man hielt ihm eine sichelförmige Schale unter das Kinn; es war Blut darin. Mein Magen krampfte sich zusammen.

„Johnny“, sagte ich ruhig und legte ihm sehr vorsichtig die Hand auf die Schulter. „Geht's dir wieder gut, Junge?“

Er lächelte sogar ein wenig, spie vergeblich in die Schale, und jemand wischte ihm mit einem Tuch die Lippen ab. „Nicht allzu gut“, brachte er heraus. „Ich lege mich lieber wieder hin.“ Ziemlich mutig, dachte ich, für so einen 13jährigen.

„In Ordnung.“ Ich half ihm, sich auf das Kissen zu legen. „Möchtest du, daß wir dich segnen?“

Er schloß die Augen und atmete durch den Mund. „Ja . . . schon . . ., aber nicht so fest drücken.“ Ich schaute Evan an, und wir lachten ein wenig. Nein, wir würden versuchen, unsere Hände nicht so schwer zu machen.

Als ich später im Flur mit Dr. Way sprach, erfuhr ich, daß John zwar auf den Hinterkopf gefallen war, aber mitten durch die Schädel*decke* einen Bruch erlitten hatte und daß er vielleicht an einer Blutung an der Schädelbasis – vielleicht sogar einem Blutpfropfen – litt. Dr. Way schaute zu dem Bett und zu dem Patienten hinüber. „Sieht jetzt aber besser aus, nicht wahr?“ Ich nickte ein wenig zweifelnd und betete im stillen, in der Hoffnung, eine Art Reservehilfe aufzubauen.

Während der nächsten 48 Stunden behielt man ihn dort. Trotz der ausgezeichneten Versorgung blieb meine Frau tagsüber bei ihm, während ich nachts dort

blieb. Nach einer „stetigen Besserung“ bekam er an dem Morgen, an dem er entlassen werden sollte, um 6 Uhr heftige Schmerzen. „Mein Kopf bringt mich um“, stöhnte er. „Als wenn jemand da mitten durchschneidet.“

Die Schwestern hatten zuerst alle 30 Minuten ihre Runde gemacht, jetzt kamen sie jede Stunde. Sie beobachteten ihn sorgfältig und leuchteten ihm in die Augen, um zu sehen, ob seine Pupillen die normale Weite hatten. Aber ich wartete nicht. Die Schmerzen, die er beschrieb, beunruhigten mich außerordentlich, und noch als ich das Zimmer verließ, warf er sich hin und her, hielt sich den Kopf und stöhnte. Wenige Augenblicke später kam ich zurück; ich hatte die Erlaubnis erhalten, ihm ein weiteres leichtes Schmerzmittel zu geben. Bald würde eine Schwester dort sein.

„Die Schmerzen, die er beschrieb, beunruhigten mich außerordentlich. Er hielt sich den Kopf und stöhnte.“

Bald – das war jedoch zu lange. John reagierte nicht, als ich hereinkam. „Johnny!“, sagte ich, „geht es dir gut?“ Ich beugte mich stirnrunzelnd über ihn und ergriff seine Schulter. „John, kannst du mich hören?“ Aber seine Augen waren glasig, sie verloren ihre Farbe, und zwischen seinen Lippen bildete sich eine kleine Blase. Er färbte sich wieder grau. Sein Leben war vor meinen Augen im Verlöschen. Er lag im Sterben! Das völlig Unglaubliche – und doch Wahre. Johnny! Ich stürzte zur Tür. „Holen Sie den Notarzt, schnell!“ rief ich. „Er liegt im Koma, es ist bald aus!“ Eine junge Schwester sauste ins Zimmer, sah nach seinem Puls und seinen Augen. Sie tat noch einiges andere (ich weiß nicht, was) und ging weinend hinaus. Weinend! Sicher hatte sie gelernt, daß man solche Gefühle nicht zeigen darf, aber manchmal übermannen einen die Gefühle eben. Ich weiß nicht genau, in welcher Reihenfolge das Weitere geschah. Jedenfalls wurde sofort Dr. Way angerufen, und gleich darauf rief ich Sharon an. Sie nahm die Nachricht mit einer Tapferkeit auf, die man nur beeindruckend nennen konnte, und stellte eine Frage: „Ist dort jemand, der dir helfen kann, ihn zu segnen?“

„Ich werde schon jemand finden“, antwortete ich. Ich bat sie, Verwandte und Freunde anzurufen und um ihre Fürbitte zu ersuchen.

Ich habe noch nie einen Arzt so schnell herbeikommen sehen. Innerhalb von zwei, drei Minuten war ein junger Assistenzarzt namens Ed Parker, ein Priestertumsträger, zur Stelle, und ehe wir Zeit hatten, den Segen zu spenden, war auch Dr. Way dort. Ich weiß nicht mehr, was ich in diesem Segen gesagt habe, doch weiß ich, daß ich dem Vater der Geister einiges fest und ohne Einschränkung versprochen habe, wenn er nur meinen Sohn, *seinen* Sohn, verschonen würde. Trotz meiner Fehler weiß ich, daß ich seitdem ein besserer Mensch bin. Auch weiß ich, daß fast unmittelbar nach dem Segen das Licht in Johns Augen zurückkehrte, daß er aus dem tiefen Koma erwachte und ein wenig sprach. Er sagte alles, was der Neurochirurg J. H. Hauser wissen mußte,

der ebenfalls mit bemerkenswerter Schnelligkeit eingetroffen war.
Wenig später erklärte Dr. Hauser, daß ein großer Blutklumpen gegen Johns Gehirn drücke und vielleicht sogar noch im Wachsen sei. „Wir haben zwei Möglichkeiten", sagte er. „Die eine ist, daß wir Medikamente verabreichen. Sie könnten den Klumpen beseitigen helfen. Wir können aber nicht wirklich sicher sein, ob sie wirken oder wie schnell sie wirken. Die andere Möglichkeit ist, daß wir einige

„Mein verletzter Sohn lag auf dem Bett und färbte sich wieder grau. Sein Leben war vor meinen Augen im Verlöschen. Er war im Sterben!"

Löcher in seinen Kopf bohren und den Klumpen direkt entfernen."
„Bitte tun Sie genau das, was Sie tun würden, wenn es *Ihr* Sohn wäre", sagte ich. Wenige Augenblicke später brachte man Johnny in den Operationssaal. Der Eingriff sollte fast zwei Stunden dauern. „Wir werden unser Bestes tun", hatten sie gesagt. Das war alles – keine Versprechungen.
Inzwischen bildeten wir eine beachtliche Versammlung: meine Frau, Großvater Allred (der ganz von sich aus das vielleicht einfachste, inbrünstigste und schönste Gebet sprach, das ich je gehört habe), medizinisches Personal, mehrere unserer Kinder und unsere Nachbarn, die Memmotts, die fürwahr barmherzige Samariter waren. Da saßen wir nun alle im Hauptwartesaal und redeten leise miteinander. Der junge Mike Memmott, einer von Johns besten Freunden, zwinkerte, um die Tränen zurückzuhalten. Als John vor drei Tagen auf die Straße gestürzt war, hatte er vorübergehend das Bewußtsein verloren, und sein Kopf hatte ziemlich heftig geblutet. Mike hatte sich in großer Angst über ihn gebeugt, ihn beim Namen gerufen und ihn dann hochgehoben und in unser Haus getragen.
In der halben Stunde, die nun folgte, riefen wir unseren ältesten Sohn, Mark, an, der gerade in der Sprachmission in Provo/Utah war und sich auf seine Abreise nach Hamburg vorbereitete. Auch riefen wir im Tempel in Ogden an, um Johns Namen auf die Gebetsliste schreiben zu lassen, und erfuhren, daß jemand anders das gleiche im Tempel in Salt Lake City getan hatte. Kurz darauf erhielten wir einen Anruf von der Telefonvermittlung in Provo. „Präsident Pinegar hat sich die Freiheit genommen, den Namen Ihres Sohnes auf die Listen hier im Tempel zu schreiben", sagte sie. „Wir hoffen, Sie haben nichts dagegen." Wie hätten wir etwas dagegen haben können! Ein unglaubliches Wechselspiel von Gefühlen! Ein solches Gefühl der geistigen Gesinnung, der Zusammengehörigkeit und daß wir eine Familie waren – nicht nur in bezug auf unsere nächsten Angehörigen, sondern auf alle anderen, praktisch alle, mit denen wir sprachen! Die Freundinnen unserer Töchter waren jetzt auch dort, und verschiedene Bekannte, die gerade durch das Krankenhaus kamen, blieben stehen, um mit uns zu reden, ihre Anteilnahme zum Ausdruck zu bringen und Trost zu spenden. Es schien, als würde jeder unseren Sohn

persönlich kennen und ihn wahrhaft lieben.
Ungeachtet all dieser Liebe, des Trostes und Glaubens und der großen Herzlichkeit blieb eine Furcht zurück, die ebenso durchdringend war wie der Geruch der Antiseptika – eine beklemmende Furcht. Einmal traf ich einen Bekannten, der Arzt war, im Fahrstuhl und beschrieb ihm kurz den Zustand unseres Sohnes. „Das ist ja schlimm", sagte er. „Dasselbe ist vorige Woche dem Jungen von den Jones passiert. Genau derselbe Unfall. Er hat die Operation nicht überlebt."
Die Bemerkung brachte mich nicht gerade in bessere Stimmung. Das war auch bei der Antwort der Fall gewesen, die Mark bei unserem Anruf gegeben hatte: „Ich habe immer gedacht, John ist zu gut für uns, als daß wir ihn lange behalten könnten." Während ich vor dem Operationssaal auf und ab schritt, blickte ich auf die abschreckenden grünen Türen mit der Aufschrift „Operationssaal – unbefugter Zutritt nicht gestattet" und dachte über den anderen Jungen nach, der es nicht geschafft hatte. Ich kannte seinen Vater, und ich kannte zum Teil auch den Kummer seiner Familie, denn einmal hatte ich auch meinen Sohn schon tot geglaubt. Und einmal hatte ich sein Leben buchstäblich verlöschen sehen, und wer wußte schon, wie es jetzt ausgehen würde? Es gab keine Gewißheit, sondern nur die letzten Worte: „Wir werden unser Bestes tun."
Ich stützte mich mit einer Hand an die gekachelte Wand und legte den Kopf auf den ausgestreckten Arm. „Vater im Himmel", fragte ich, „warum mußte dieser andere Sohn sterben? Wozu all die Schmerzen und all der Kummer für seine Lieben?" Ich wußte natürlich sehr gut, daß auf solche Fragen nur selten eine Antwort kommt. „Ist es recht", fragte ich, „wenn ich darum bitte, daß mein Sohn unter diesen Umständen verschont bleibt?" Ich erinnerte mich an den Segen und an mein Versprechen, ein neues Leben zu beginnen, wenn John nur verschont bleiben könne. Aber wer bin ich, dachte ich, daß ich dem Herrn Bedingungen stellen kann? Ich sollte doch jederzeit und unabhängig von den Umständen danach streben, ein besseres Leben zu führen!
Es war niemand im Flur. Ich schloß die Augen und fuhr fort: „Vater, ich habe kein Recht, mit dir zu handeln oder Bedingungen zu stellen. Dein Wille geschehe in allem." Ich hielt inne und rang um ein klein wenig Weisheit. „Aber wenn wir ihn behalten dürfen, gut, dann kann ich dir eines garantieren: es wird bestimmt ein großer Ansporn sein."
Die Operation wurde für erfolgreich erklärt, und ich weiß noch, wie ich, den Arm um Sharon gelegt, an jenem Wintermorgen hinaus auf den von der Sonne erhellten Parkplatz ging. Wir versuchten uns innerlich zu sammeln, atmeten tief die Luft dieses irdischen Daseins ein und brachten unseren Dank zum Ausdruck. Es war ein reiner und strahlender Morgen, fast durchsichtig geradezu.
Ich erinnere mich an die Nacht, die darauf folgte: Johnny auf der Intensivstation, den Kopf wie ein Hindu in weiße Bandagen gewickelt. Er war an ein Infusionsgerät angeschlossen, und gelegentlich stöhnte er, was mein Herz jedesmal leicht zum Beben brachte. Am darauffolgenden Nachmittag wurde er nach einer raschen Besserung auf die Kinderstation zurückgebracht.
Ich blieb jede Nacht im Krankenhaus. Sharon blieb am Tag dort, so daß ich weiterhin am nahegelegenen College

Unterricht halten konnte. Johnny ging es rasch besser. Alle, selbst die Ärzte, staunten über das Tempo der Genesung. Gelegentlich gab es jedoch Tiefpunkte, zum Beispiel als ich einmal in seinem

„Wir blieben zusammen im Dunkeln. Nur ein bläulicher Schimmer gelangte durchs Fenster.“

Einzelzimmer mit Decke und Kissen auf dem Fußboden lag und aufwachte, weil er weinte. Er stand im Badezimmer und wußte nicht recht, wo er war. „Was ist los, mein Junge?“ rief ich.
„Ich weiß nicht“, klagte er, „ich weiß nicht!“ Ich führte ihn zu seinem Bett zurück, hob ihn hoch und legte ihn hinein.
„Hast du Schmerzen?“ fragte ich. „Soll ich die Schwester rufen?“
„Nein“, seufzte er und wandte einen Augenblick den Kopf ab. „Es ist nur, daß ich immer noch Kopfschmerzen bekomme, und ich muß immer über diese Löcher nachdenken und daß ich überhaupt keine Haare habe.“ Er wußte, daß dies grammatisch nicht gerade schön war, aber es war uns beiden egal. „Es ist nur . . . na ja, einen Augenblick habe ich nicht gewußt, wo du bist, und damit bin ich nicht fertig geworden.“
Ich hielt inne und legte ihm dann mit größter Vorsicht die Hand auf die Stirn. „Ich verstehe, mein Lieber. Laß mal deinen alten Vater für dich damit fertig werden, okay? Es wird alles wieder gut, prima sogar, und bevor du es merkst, haben wir dich wieder zu Hause. Und deine Haare werden im Nu wieder wachsen.“
Er hatte mir das Gesicht wieder zugewandt, und ich konnte seine großen braunen Augen sehen, die in seinem blassen Gesicht tief leuchteten. „Nicht wie deine“, sagte er lächelnd. Mir waren wenige Jahre zuvor alle Haare ausgegangen.
„Nein“, sagte ich grinsend. „Meine müssen bis zur Auferstehung warten. Aber dann paß auf, Junge. Weißt du, was ich dann für eine Frisur habe?“
„Was für eine?“
„Wie ein Neger, so richtig buschig!“
„Na, Klasse!“ Er fing an zu lachen, aber das schmerzte ihn im Kopf.
Wir blieben zusammen im Dunkeln. Vom Parkplatz gelangte nur ein bläulicher Schimmer durchs Fenster. Ich schaute John weiter an und fragte mich, wie viele Freunde und Verwandte uns aufgrund dieses Erlebnisses wohl nähergekommen waren und wie viele Leute, die für mich völlig fremd waren, am Schicksal dieses Jungen Anteil nahmen und ihn wahrhaft liebten.
„Weißt du noch, wie du vor langer, langer Zeit noch ein ganz kleiner Junge warst?“ sagte ich nachdenklich. „Natürlich, das kannst du nicht. Du warst ja erst 18 Monate alt. Es war die Nacht, als Robby geboren worden war. Du und ich, wir waren die einzigen zu Hause, und ich glaube, es war ungefähr Mitternacht oder später. Ich bin in dein Zimmer gekommen, um zu sehen, ob du zugedeckt bist und alles in Ordnung ist. Aus dem Flur leuchtete das Licht ein wenig in dein Gesicht. Du warst hellwach, hast mich angeschaut und gelächelt, so wie jetzt.

Dann habe ich mich an den Rand von unserer alten Wiege gesetzt, und wir haben uns gegenseitig angeschaut. Das war alles. Wir waren ganz allein und haben uns durch die Stangen der Krippe angeschaut, ineinander hineingeschaut, vielleicht 15 Minuten lang. Und weißt du was?" Ich hielt inne. „Das war eines der schönsten Erlebnisse, die dein alter Vater je gehabt hat."
Er sah nachdenklich aus und runzelte ein wenig die Stirn, aber irgendwie war es ein angenehmes Stirnrunzeln. „Ich kann mich nicht genau erinnern", sagte er langsam, „aber irgendwie tue ich es doch, so als wenn ich es immer noch fühlen kann."
Meine Hand war jetzt an seinem Handgelenk, und ich konnte fühlen, wie das Leben darin pulsierte, immerfort pulsierte, ruhig und stetig. Ja, kräftig und stetig, und es sah danach aus, daß wir ihn behalten würden. Es sah danach aus, daß er eines Tages Arzt werden würde, wie er es vorhatte, vielleicht sogar Chirurg. Anscheinend sollte er eine besondere Berufung hier auf Erden erfüllen, denn es war schon immer ein besonderer Geist um ihn herum gewesen, und zuweilen schien er irgendwie besonders begnadet zu sein.
„Johannes, der Lieblingsjünger", sagte ich.
Er schaute mich fragend an, denn er verstand nicht recht.
„Was?"
„Laß nur", antwortete ich. „Ruhe dich aus. Versuche noch etwas zu schlafen."
Es war der heimliche Name, den ich ihm in jener längst vergangenen Nacht gegeben hatte – einen Namen, der ganz besonderen Anlässen vorbehalten war. □

Lieber Stern-Bezieher!

Wenn Sie vorhaben, umzuziehen (oder Sie sind kürzlich umgezogen, und der Stern wird immer noch an Ihre alte Anschrift gesandt), teilen Sie uns Ihre neue Anschrift mit. Am einfachsten bewerkstelligen Sie dies, indem Sie den Adreßaufkleber ändern und ihn an die Versandzentrale zurückschicken.
Das gleiche soll gemacht werden, wenn sich bei uns ein Computer-Fehler eingeschlichen hat.

Vielen Dank für Ihre Hilfe.

Unsere Anschrift: Verlag
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage
Porthstraße 5–7
Postfach 50 10 70
D-6000 Frankfurt am Main 50

„ICH BIN DOCH

Elder Neal A. Maxwell



Im antiken Griechenland gab es einen Führer, der sich bemühte, seine Leute aufzurütteln, indem er sie aufforderte, an sich und an ihren Stadtstaat zu glauben – nicht allein daran, was sie bereits waren, sondern daran, was aus ihnen noch werden konnte! Ihr jungen Leute in der Kirche, dies ist die passende Botschaft für euch heute, auch wenn sich einige von euch im Augenblick vielleicht sehr unzulänglich und unsicher fühlen.

Als der Prophet Henoch berufen wurde, fragte er sich, warum, und er sagte: „Ich bin doch nur ein Knabe und alles Volk haßt mich; denn meine Sprache ist unbeholfen." (Mose 6:31.) Doch Henoch wußte: Wo es gilt, Gott zu folgen, wird nicht geprüft, wie fähig, sondern wie verfügbar wir sind. Henoch hielt die Gebote und vertraute dem Urteil des Herrn über seine, Henochs, Möglichkeiten, und so wurde er im Laufe der Zeit der Gründer der großartigsten Stadt aller Zeiten. In Henochs Stadt ist es zum einzigen Mal in der ganzen Geschichte vorgekommen, daß ein ganzes Volk rechtschaffen blieb. All das begann mit einem jungen Mann, der seiner selbst nicht gerade sicher war.

Auch eure Fähigkeiten sind unermeßlich – nicht die zu gesellschaftlichem Status, sondern zum Dienst an Gott und den Menschen –, wenn ihr nur dem Herrn vertraut, daß er euch von dem, was ihr

NUR EIN KNABE“



jetzt seid, zu dem führt, was ihr werden könnt.
Ausschnitte aus drei verschiedenen, noch nicht abgeschlossenen Begebenheiten machen diese Betrachtungsweise deutlich.
Vor wenigen Jahren wurde in einem Maori-Dorf in Neuseeland ein kleiner Junge geboren. Er empfing bald einen Segen von seinem Großvater, und dieser sagte in dem Segen, der Junge werde seinem Volk eines Tages ein Führer im Bildungsbereich sein. Einige Männer im Dorf lachten über diesen Segen, weil er anscheinend so unrealistisch war. Dieser Junge, Barney Wihongi, erwarb den Doktortitel, und jetzt ist er Präsident des Church College in Neuseeland. Er ist es mit 35 Jahren geworden, und er gewinnt immer mehr Einfluß auf die übrigen Pädagogen im Land. Einige haben sich darüber amüsiert, was Bruder Wihongi als Baby verheißen wurde. Aber heute begeistert Bruder Barney Wihongi viele! Ein inspirierter Segen kann euch zeigen, was in euch steckt! Aber Leistung und Geduld müssen folgen.
Im Koreakrieg wurde ein junger Mann namens Rhi Ho Nam von einer amerikanischen Militäreinheit, die mit Kriegsgerichtsverfahren zu tun hatte, in eine Helferrolle gedrängt. Zum damaligen Zeitpunkt schien es eine Tragödie zu sein, daß er aus seinem normalen Leben

gerissen wurde. Ho Nam machte jedoch, wie einst Josef in Ägypten, das Beste aus der schwierigen Lage. Er lernte Englisch als zweite Sprache. Er beobachtete sorgfältig alles, was die amerikanischen Soldaten taten, besonders einen Leutnant und Heiligen der Letzten Tage, der „anders“ war als seine Kameraden. Ho Nam bewunderte ihn sehr. Sie sprachen über vieles miteinander. Eines Tages fragte der Leutnant Ho Nam, was der Sinn des Lebens sei. Rhi Ho Nam konnte dies nicht beantworten, sondern sagte nur, die Philosophen hätten jahrhundertelang vergeblich mit dieser Frage gerungen. Darauf zog der Offizier ein einfaches Blatt Papier hervor und zeichnete eine Übersicht über den Plan der Errettung. In diesem Augenblick gab der Herr durch die Macht seines Geistes Rhi Ho Nam das Zeugnis ins Herz, daß ihm der Amerikaner die Wahrheit gesagt habe. Ho Nam informierte sich weiter und schloß sich dann der Kirche an. Das Blatt Papier hob er jahrelang als kostbares Andenken an einen besonderen Augenblick auf.

> Wir müssen uns dem Herrn zuwenden, damit er uns durch seinen Einfluß von dem, was wir sind, zu dem führt, was aus uns werden kann.

Bald war der Koreakrieg vorüber, doch Ho Nams Leben in der Kirche hatte gerade erst begonnen. Er war noch in den Dreißigern, als er der erste Pfahlpräsident des ersten Pfahls der Kirche auf dem asiatischen Festland wurde. Zur Zeit leistet er in Pusan in Korea hervorragenden Dienst als Missionspräsident – ein herausragender Führer seines Volkes. Mit besonderer Überzeugung lehrt Präsident Ho Nam seine Missionare und die Mitglieder, hoffnungsvoll über das hinauszuschauen, was ist, und auf das zu schauen, was sein kann! In einer scheinbaren Tragödie liegen manchmal großartige Möglichkeiten verborgen!

So wie Henoch müßt auch ihr dem Herrn vertrauen. Wenn ihr rechtschaffen seid, wird seinen Absichten gedient. Genau dies tat Josef in Ägypten, obwohl er oft hätte verbittert sein können, weil er so schlecht behandelt wurde. Er wuchs nicht nur über seine Schwierigkeiten hinaus, sondern richtete auch andere auf, denn er gab Millionen hungernder Menschen zu essen. Seine Brüder hatten beabsichtigt, ihm Böses zuzufügen, doch der Herr nutzte diese böse Absicht dazu, Josef Möglichkeiten zu bieten, die weit über die Träume seiner Knabenzeit hinausgingen! (Siehe Gen 50:20.)

Vor einigen Jahren wurden unsere Missionare in Italien von einigen Jugendlichen belästigt. Zweimal war ein junger Mann namens Felice Lotito dabei. Ein mutiger Missionar forderte ihn auf, in den örtlichen Zweig zu kommen und sich dort ein eigenes Urteil zu bilden. Es war ein Wagnis, aber Felice ging darauf ein. Er kam und hörte, er las und glaubte, und er ließ sich taufen. Später wurde er nach England auf Mission gesandt, wo sein Glaube zunahm, ebenso seine Fähigkeit, Englisch zu sprechen. Er leistete einen ehrenhaften Dienst, und als er zurückkehrte, heiratete er im Tempel in der Schweiz ein liebes italienisches Mädchen. Dann wurde er Beauftragter für das Seminar- und Institutsprogramm in Italien, das zur Zeit fast 1 000 Teilnehmer hat.

Im Juli 1980 wurde Felice Lotito mit 32 Jahren Missionspräsident in der Italien-Mission Padua der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Gott hatte in Felice Lotito Möglichkeiten gesehen, die dieser nicht gesehen hatte. Als Felice Lotito das Evangelium verkündet worden war, war er lauter und verständig genug, daran zu glauben, obwohl er die Missionare nur wenige Tage vorher noch belästigt hatte. Der Herr hatte sich Felice Lotitos angenommen, und dieser wird sich nun Tausender seiner Landsleute annehmen und Hunderte von Missionaren beeinflussen – Missionare wie die, die er vor nur wenigen Jahren so kritisch betrachtet hat.

Glaubt an euch – nicht nur an das, was ihr seid, sondern an das, was noch aus euch werden kann!

Einer der Gründe, warum wir Gott vertrauen müssen, ist der: Wir sind im Augenblick durch die Dimension Zeit eingeengt; er ist es nicht. Ein persönliches Erlebnis soll dies deutlich machen.

Im Mai 1945 erlebte ich als ängstlicher und nicht gerade sehr kampftüchtiger junger Infanterist der amerikanischen Streitkräfte beim Kampf um Okinawa einiges, was mir die Seele erweiterte und meinen Glauben stärkte. Dazu gehörte, daß mein Beten eindrucksvoll erhört wurde, als die Mörserstellung unserer Kompanie unter Artilleriebeschuß geriet. In einem jener egoistischen, doch aufrichtigen Gebete, die wir sprechen, wenn wir wirklich in Not sind, gelobte ich dem Herrn, daß ich ihm mein ganzes Leben lang dienen wolle, wenn er mein Leben in dieser Situation verschonte. Das Gebet wurde sofort erhört. Damals dachte ich törichterweise, ich könnte es dem Herrn bezahlen. Dabei stehe ich seitdem tiefer denn je in seiner Schuld.

Bei einer Zwischenlandung auf Okinawa fand ich 1973 die Stelle wieder, wo während des Artilleriefeuers mein Schützenloch gewesen war. Jetzt wuchs dort Zuckerrohr. Nur ein paar Hügel davon entfernt, durfte ich in einem Gemeindehaus sprechen, das voller Heiliger aus Okinawa und voller Soldaten war – unweit der Stelle, wo ich und andere vor so vielen Jahren schreckliche Nächte verbracht hatten. Bald wird es auf Okinawa sogar einen Pfahl der Kirche geben! Ich frage mich, ob mein Herz und mein Verstand sich so hätten entfalten können, wenn man mir im Frühjahr 1945 gesagt hätte, daß dies alles geschehen würde. Der Herr hatte Voraussicht, ich nicht.

Überlaßt euch vertrauensvoll dem Herrn, denn er kennt das Ende von Anfang an – und alles, was dazwischen ist! Er sieht euch, wie ihr seid, aber auch, was aus euch werden kann! Laßt euch unterdessen nicht von eurer Unzulänglichkeit daran hindern, geistig zu wachsen und eure Aufgaben zu meistern. Laßt euch nicht durch vorübergehenden Druck zu Entscheidungen verleiten, die euch in Ewigkeit schaden würden.

Bei einem Vorfall auf einer Straße in Italien hat sich der Herr eines Auserwählten angenommen. In einem ärmlichen Maori-Dorf hat er Verheißungen gemacht, und im Koreakrieg hat er jemand in einem ruhigen Gespräch die Wahrheit erkennen lassen. Er schaut über unser enges Schützenloch der Gegenwart hinaus und macht uns, sofern wir es wollen, für den Tempel unserer Zukunft bereit!

Wenn ihr nur seine Gebote halten wollt, wird jeder von euch mehr Möglichkeiten zum Dienen haben, als er sich vorstellen kann. Einige davon sind schon jetzt für euch greifbar. □

Schon den ganzen Nachmittag bereitete ich mich auf das Gespräch vor und ging es in Gedanken immer wieder Wort für Wort durch. Ich war 15 Jahre alt, und während meine Schwester und ich mit dem Schulbus durch die überfüllten Straßen von Teheran nach Hause fuhren, wiederholte ich noch einmal den vorgestellten Gesprächsablauf.

Ich war sicher, daß Elder Kimball sehr nach dem Apostel aussehen würde, der er war – groß und mit silberweißem Haar –, und daß er mit einer Stimme wie Mose sprechen würde. Wenn meine Schwester und ich zu Hause angekommen sein würden, würde er fragen, warum wir an einem Sonnabend zur Schule gingen. Ich würde erklären, daß wir aus Achtung vor dem heiligen Tag der Moslems nicht am Freitag, dafür aber am Sonnabend hingingen. Das würde zu einem allgemeinen Gespräch über die Schule führen, und



DIE LEISE STIMME

dann würde ich das Problem erklären können.

Ich blickte zu meiner Schwester hinüber, die in Gedanken versunken neben mir saß. „Warum kommt er denn hierher, wo er doch die Missionen in Europa besucht?" fragte ich.

„Wir gehören zur Schweiz-Mission, weil wir hier zu abgeschnitten sind, um eine eigene Mission zu haben", sagte sie.

„Bleibt er über Nacht bei uns?"

„Nein, nur zum Abendessen", sagte sie.

Ich wandte mich ab und starrte aus dem Fenster, ohne auf die sonst so faszinierenden Szenen und Klänge zu achten. Noch einmal stellte ich mir den Apostel vor – groß, mit silberweißem Haar und mit Donnerstimme.

„Nun, wie ist denn der Tag heute für dich verlaufen?" sagte er einfach. Wieder starrte ich ihn an, ohne etwas zu sagen. Hatten meine Eltern es ihm erzählt? Nein, sie konnten nicht wissen, daß es heute so schlimm gewesen war.

DIE LEISE STIMME

Kent A. Farnsworth

Er war schon da, als wir ankamen. Er saß im Wohnzimmer, zwei der kleineren Kinder saßen auf seinen Knien. Als mich mein Vater ins Zimmer führte, stand Elder Kimball auf, er setzte die Kleinen behutsam zur Seite und ergriff meine Hand. Er war nicht so groß, wie ich erwartet hatte, aber sein Haar war tatsächlich silberweiß. Ich wartete darauf, daß er etwas sagte, daß seine Apostelstimme majestätisch durchs Haus schallte.

„Guten Tag, junger Mann", sagte er. Es war nur ein rauhes Flüstern. Ich schaute erstaunt und schweigend zu ihm hoch. Er lächelte freundlich und zeigte auf seine Kehle.

„Nur nachgemacht", sagte er. „Ich habe mir vor ein paar Jahren wegen einer Krankheit eine neue Stimme einsetzen lassen, und ich kann sie noch nicht allzugut gebrauchen.

„Tut es weh?" fragte ich und merkte, daß das Gespräch nicht wie geplant verlief.

„Nein. Aber manchmal strengt es mich sehr an." Er wies mir mit einem Wink den Stuhl neben sich zu und lehnte sich wieder zurück, auf jedem Knie ein zufriedenes Kind.

„Es ist der Religionsunterricht", gestand ich schließlich, indem ich von meinem sorgfältig zurechtgelegten Plan abwich, da er anscheinend schon alles wußte. Er wartete darauf, daß ich fortfuhr.

„Wir gehen auf eine evangelische Oberschule, meine Schwester und ich. Und wir müssen zweimal in der Woche zum Religionsunterricht. Und der Lehrer spottet gern darüber, daß ich Mormone bin."

„Und was sagst du dann?" fragte er, wobei seine rauhe Stimme sanfter zu werden schien. Ich schaute weg, denn ich war nicht darauf gefaßt, daß wir so schnell an diesen Punkt kamen. So hatte ich es mir auch nicht vorgestellt – daß Fragen kamen statt Antworten.

„Ich weiß ja, was richtig ist", sagte ich zerknirscht, „aber manchmal fällt es mir eben schwer zu sagen, was ich denke."

Elder Kimball nickte und beruhigte mit sanfter Hand ein herumzappelndes Kind.

„Ich glaube, du vergißt vielleicht etwas", sagte er in seinem flüsternden Tonfall, der jetzt überhaupt nicht mehr rauh zu sein schien. „Als du acht warst und als Mitglied der Kirche bestätigt wurdest, hast

du eine Gabe bekommen. Weißt du, was ich meine?"
Ich nickte.
„Diese Gabe gibt dir das Recht auf einen ständigen Begleiter, einen Lehrer. Vielleicht hast du gehört, daß man diese Gabe die leise, feine Stimme nennt."
Er lehnte sich zu mir herüber und legte mir beruhigend die Hand aufs Knie.
„Sie kann dir sagen, was du in so einem Augenblick wissen mußt", sagte er. „Sie kann dich retten. Höre darauf."
Was ich von diesem Abend sonst noch

„Sie kann dir sagen, was du in so einem Augenblick wissen mußt."

weiß, sind eher Eindrücke als Erinnerungen – der Eindruck von geduldigem Verständnis, stiller Anteilnahme und guter Laune ohne Übermut. Elder Kimballs kurze, aber eindringliche Belehrung über die Eingebungen des Geistes waren irgendwo in den hintersten Winkeln meines Gedächtnisses verstaut, und ich schenkte ihnen viel weniger Beachtung, als ich es hätte tun sollen. Erst Jahre später, an einem Frühlingsabend, verstand ich richtig, was dieser Mann, der jetzt der Prophet ist, versucht hatte, mich zu lehren.
Es war der Tag meines Überland- und Alleinflugs, einer der Höhepunkte in einem Jahr intensiver Ausbildung als Luftwaffenpilot. Sechs von uns flogen von Lubbock in Texas nach Phoenix in Arizona. Wir starteten im Abstand von 20 Minuten, um genug Zwischenraum zu haben. Mein Rufzeichen war Togo 29, und ich flog eine T-38, ein Schulflugzeug mit Düsenantrieb. Wie alle, die dieses Flugzeug fliegen, hatte ich ein Gefühl grenzenloser Macht, als ich startete und zu der vorgesehenen Höhe aufstieg. Ich hatte mich für 14 600 Meter angemeldet, das heißt fast für die maximal empfohlene Höhe, und als ich die waagerechte Lage erreicht hatte und zum westlichen Horizont blickte, konnte ich unter mir die Erdkrümmung sehen. Dort, in der stillen Einsamkeit des Himmels, über dem sich absenkenden Kontinent, hatte ich das erhebende Gefühl, König der Lüfte zu sein. Unter dem rechten Flügel zog sich majestätisch die Kette der Rocky Mountains hin, gleich Falten in dem runzligen Gesicht der alten Erde. Zu meiner Linken erstreckte sich die Wüste im Süden und verschmolz mit dem gewölbten Himmel. Die ganze Welt lag mir zu Füßen. Ich stieß hinunter auf den Flughafen von

Phoenix und rollte pfeilgeschwind über die Landebahn.
Wir tankten schnell nach und stiegen wieder in den klaren Himmel auf, um zurückzukehren. Ich startete als letzter und folgte einer südöstlichen Route über El Paso in Texas, bevor ich Lubbock in

Texas ansteuerte. Als ich New Mexico überflog, begannen sich im Südwesten Gewitterwolken zusammenzuballen. Eine Anfrage über Funk beim Flugwetterdienst brachte die Auskunft, daß meine Route quer über Texas von Stürmen eingeschlossen war. Anscheinend blieb jedoch ein schmaler Korridor zwischen den Wetterfronten offen, durch den ich nach Lubbock gelangen konnte. Während ich weiter nach Nordosten flog, begannen die Flugzeuge vor mir schlechteres Wetter zu melden. Bei der vordersten Maschine fiel durch einen heftigen Windstoß ein Triebwerk aus, und sie kehrte, von nur einem Triebwerk angetrieben, mühsam zum Stützpunkt zurück. Die stille Einsamkeit des Himmels war plötzlich zum Alptraum geworden. Der Brennstoff ging zur Neige. Hinter mir brachen neue Stürme los und schnitten mir ganz und gar den Rückzug ab. Hagel schlug gegen das Verdeck, und Blitze zuckten durch die Finsternis. Ich fühlte mich wie jemand, der hilflos hoch über einem bodenlosen Abgrund hing. Ich schaltete den Empfänger von der Anflugkontrolle in Lubbock zur Bodenkontrolle bei der Landebahn des Luftwaffenstützpunktes Reese um. Dort beobachtete ein Fluglotse von einem Anhänger bei der Rollbahn aus mit Hilfe von zwei Radarschirmen die Flugbahn meiner torkelnden Maschine. Der eine Schirm zeigte meine Höhe über dem Flughafen, der andere meine Position im Verhältnis zur Mittellinie der Rollbahn. Als sich mein Empfänger auf die Frequenz einstellte, wurde das Toben des Sturms plötzlich von einer ruhigen, zuversichtlichen Stimme in meinem Kopfhörer durchbrochen.

„Das Toben des Sturmes wurde plötzlich von einer ruhigen, zuversichtlichen Stimme in meinem Kopfhörer durchbrochen.“

„Togo 29, steuern Sie nach rechts, Richtung 030.“
Während der nächsten fünf Minuten überließ ich mich und mein hin- und hergeschütteltes Flugzeug den Anweisungen dieser ruhigen Stimme. Sie leitete mich nach unten, bis es plötzlich still

wurde und ich aus den Wolken hervorstieß und vor mir die Flugplatzbeleuchtung sah. Als meine Räder die Piste berührten, konnte ich kaum an mich halten, daß ich die Maschine nicht mitten auf der Rollbahn zum Stehen brachte, zu dem Anhänger rannte und den Mann umarmte, dem jene Stimme gehörte. Fünf Minuten lang hatte mein Leben buchstäblich in seiner Hand gelegen. Als

DIE LEISE STIMME

mein Herz vor Dankbarkeit weit wurde, hörte ich aus vergangenen Jahren die Stimme eines Knechts des Herrn zu mir sprechen, und nun wußte ich, was er gemeint hatte. Er hatte natürlich nicht von der Stimme eines Fluglotsen gesprochen, sondern von einer anderen ruhigen Stimme, die in stürmischen Zeiten zu mir sprach: „Überlaß dich nur mir, und ich sage dir, was du tun sollst."

Seit jener bemerkenswerten Landung habe ich viele Male die leise Stimme gehört. Manchmal habe ich ihr Beachtung geschenkt, und manchmal bin ich wieder in die Eitelkeit des „Königs der Lüfte" verfallen und habe so getan, als sei ich klüger als die Stimme. Während eines Urlaubs in England habe ich einmal Ahnenforschung betrieben. Ich fuhr zwischen zwei Dörfern meiner Vorfahren – zwischen Garthorpe und Gilberdyke – hin und her und suchte erfolglos nach Angaben über eine Ahnenlinie. Jedesmal, wenn ich die Straße entlangfuhr, die die beiden Orte verband, kam ich an einem Schild vorbei, das den Weg zu dem Dorf Whitgift wies, welches etwa 6 Kilometer abseits der Hauptstraße lag. Jedesmal, wenn ich das Schild bemerkte, hatte ich das Gefühl, ich sollte nach Whitgift fahren. Als ich das dritte Mal vorbeikam, war es nicht mehr nur ein Gefühl, sondern es war die leise, feine Stimme, die fast so deutlich zu mir sprach wie der Fluglotse in Lubbock bei jenem Sturm.

„Fahre nach Whitgift", sagte sie. Ich wendete und fing an, auf dieser Straße zu fahren, hielt aber an, bevor ich das Dorf erreichte, weil ich nicht wußte, was ich tun sollte, wenn ich in diesem kleinen Ort ankam. Und so kehrte ich um und fuhr weg, weil ich mich selbst für klüger hielt.

Bei meiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten fand ich einen Brief von meiner Tante, der aktivsten Genealogin der Familie vor. Nach dem ersten Absatz erkannte ich, daß ich der Stimme, die mich unterwiesen hatte, keine Beachtung geschenkt hatte.

„Ich wünschte, ich hätte gewußt, wo Du Dich in England aufgehalten hast", schrieb sie. „Gleich nach Deiner Abreise bin ich auf etwas gestoßen, woraus man sieht, daß die Linie weder aus Garthorpe noch aus Gilberdyke kommt, sondern aus einem kleinen Dorf in Yorkshire mit dem Namen Whitgift."

Inzwischen bin ich älter und vielleicht auch vernünftiger geworden. Wenn ich am Kreuzweg gestanden oder Stürme durchgemacht habe, hat die leise, feine Stimme gesprochen, und ich habe darauf gehört. Und immer wenn ich sie höre, denke ich an eine andere Stimme – an das rauhe, brüchige Flüstern eines Mannes Gottes: „Sie kann dir sagen, was du wissen mußt. Sie kann dich retten. Höre darauf." □

PRÄSIDENT KIMBALL ZUM THEMA MISSIONAR SEIN



Die Sammlung Israels ist im Gange. Hunderttausende sind bereits durch die Taufe in die Kirche aufgenommen worden. Millionen werden sich ihr noch anschließen. Dies ist die Art und Weise, wie wir Israel sammeln werden. Es soll durch Missionsarbeit geschehen. Euch obliegt es, sich um diese Missionsarbeit zu kümmern, und wir hoffen, ihr werdet euch dieser Verpflichtung nicht entziehen.

Das Evangelium kennt keine Staatsgren-

zen. Alle Menschen auf der Welt sind Gottes Söhne und Töchter. Sie alle sind unsere Brüder und Schwestern. Und wir sind darauf bedacht, der Pflicht nachzukommen, die uns der Herr Jesus Christus mit einem grundlegenden Gebot auferlegt hat: „Geht hinaus in die ganze Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen!" (Mk 16:15.)

Vor einigen Jahren hat man mich gefragt: „Soll jeder junge Mann in der Kirche eine Mission erfüllen?" Ich habe diese Frage in der vom Herrn vorgeschriebenen Weise beantwortet: „Ja, jeder junge Mann, der würdig ist, soll eine Mission erfüllen." Der Herr erwartet es von ihm. Und wenn jemand gegenwärtig nicht würdig ist, auf Mission zu gehen, soll er sofort damit beginnen, die dafür nötigen Voraussetzungen zu schaffen. Der Herr hat folgenden Auftrag erteilt:

„Sendet die Ältesten meiner Kirche hinaus zu den Nationen, die ferne sind, zu den Inseln des Meeres; sendet hin zu fremden Ländern; ruft allen Nationen zu, zuerst den Andern, dann den Juden!" (LuB 133:8.)

Somit sollen die Ältesten der Kirche in der ganzen Welt, das heißt die jungen Männer, die in dem Alter sind, in dem man zum Ältesten ordiniert werden kann, darauf bedacht sein, eine Mission zu erfüllen, und sie sollen sich darauf vorbereiten. Zur Zeit geht nur etwa ein Drittel aller jungen Männer, die dafür in Frage kommen, auf Mission! Ein Drittel ist aber nicht „jeder junge Mann". Die Pfähle, die ich besucht habe, hatten durchschnittlich nur 25 bis 40 Prozent der in Frage kommenden jungen Männer auf Mission. Mehr nicht! Wo sind die anderen jungen Männer? Warum gehen sie nicht auf Mission?

Jedes männliche Mitglied der Kirche *soll* ganz gewiß eine Mission erfüllen, ebenso wie jeder den Zehnten zahlen *soll,* seine Versammlungen besuchen *soll* und sich vom Schmutz der Welt reinhalten und eine ewige Ehe im Tempel des Herrn als Ziel haben *soll.*

Zu keinem von alldem wird man gezwungen, sondern man soll es zum eigenen Besten tun.

Man könnte auch fragen: „Soll jedes junge Mädchen, jeder Vater und jede Mutter, soll jedes Mitglied der Kirche eine Mission erfüllen?" Auch hierauf hat der Herr eine Antwort gegeben: Ja, jeder Mann, jede Frau, jeder junge Mann und jedes Mädchen, ja, selbst jedes Kind soll eine Mission erfüllen. Dies besagt aber nicht, daß sie im Ausland einen Dienst als Missionar ableisten müssen; es heißt nicht einmal, daß sie formell berufen und als Vollzeitmissionar eingesetzt werden müssen, sondern daß es jedem von uns obliegt, vom Evangelium Zeugnis zu geben. Wir haben alle Verwandte und Nachbarn, Freunde und Arbeitskollegen, und es ist unsere Pflicht, ihnen zu verkündigen, daß das Evangelium wahr ist – sowohl durch Worte als auch durch unser Vorbild.

Wie begeisternd ist es für uns, die wir Mitbürger im Reich Gottes sind, vom Herrn mit seiner Botschaft für unsere Brüder und Schwestern betraut zu werden, die nicht der Kirche angehören. In der Schrift wird uns unmißverständlich klargemacht, daß alle Mitglieder der Kirche zur Missionsarbeit verpflichtet sind: „Wer gewarnt worden ist, dem kommt es zu, seinen Nächsten zu warnen." (LuB 88:81.)

Wir sollen uns nicht davor fürchten, unsere jungen Leute dazu aufzufordern, daß sie ihren Mitmenschen dienen und für das Reich Gottes Opfer bringen.

Unsere jungen Leute haben Idealismus, und wir brauchen uns nicht davor zu scheuen, an diesen Idealismus zu appellieren, wenn wir sie zum Dienst berufen. Ein junger Mann hat vor kurzem eindrucksvoll darüber gesprochen. Er hat gesagt: „Wenn ich einmal zu einer Vollzeitmission berufen werde, dann hoffe ich, daß man mich *beruft* und mir *sagt,* der Herr möchte, daß ich gehe, und es ist meine Pflicht – anstatt daß man mir sagt, eine Mission wäre eine gute Sache für mich, falls ich Lust dazu habe."

Alle jungen Männer in der Kirche sollen sehr auf eine Mission bedacht sein, und sie sollen auch ihren Eltern helfen, eine Mission zu erfüllen, wenn die Kinder groß sind. Die jungen Leute sollen sich ins Evangelium vertiefen, sich für den Dienst in der Kirche bereitmachen und die Gebote so eifrig wie möglich halten.

Wenn sich ein junger Mann seit 19 Jahren auf eine Mission eingestellt hat, wird sein Dienst viel größeren Erfolg bringen, und es werden sich mehr Menschen der Kirche anschließen. Diese werden noch mehr Begeisterung und damit eine Kettenreaktion auslösen. Gibt es etwas, was eine größere Kettenreaktion auslösen und mehr Interessen und Menschen berühren würde?

Könnt ihr euch vorstellen, was in bezug auf das Seminar- und das Institutsprogramm bei so vielen großartigen jungen Männern, die sich von klein auf bis zum Seminaralter auf eine Mission eingestellt haben, geschehen würde? Die Seminar- und die Institutsgebäude wären von einer neuen Art von Reife und Ernsthaftigkeit durchdrungen, die der Kirche ein neues Image geben würden. Die Moral unserer jungen Leute würde sich sehr heben. Sie würden in einer Weise, wie es noch nie geschehen ist, Reinsein und Rechtschaffenheit lernen. Könnt ihr euch vorstellen, was in bezug auf die Anwesenheit in der Abendmahls- und in der Priestertumsversammlung geschehen würde?



Ich wünschte, jeder junge Mann und jedes Mädchen könnte zum Seminar gehen, denn gerade dort lernen sie viel Evangeliumswahrheit. Gerade im Seminar bilden sich viele ihre Ideale davon, was sie tun werden, und dann gehen sie auf Mission.

Vergeßt nicht: Es kostet Geld, in andere Teile der Welt zu reisen und das Evangelium zu predigen. Vergeßt darum nicht, daß ihr schon jetzt anfangen dürft, mit dem Sparen zu beginnen.

Zahlt jedesmal, wenn ihr Geld in die Hand bekommt – als Geschenk oder als Arbeitslohn –, mindestens einen Teil davon auf ein Sparkonto für eure Mission ein. Es ist eure Mission – eure große Chance und Aufgabe. Vergeßt nicht, daß viele kleine Beträge eine große Summe ergeben und daß man durch Opfer für eine gerechte Sache charakterstark wird.

Es obliegt jedem ganz persönlich, sich für die gewichtige Pflicht bereitzumachen, daß man Missionsarbeit leistet. Indem man das Alphabet und das Einmaleins und später anderes lernt, was man für seine Ausbildung braucht, bereitet man sich auf den Beruf fürs Leben vor. Auf die gleiche Weise soll man sich alle Tage der Kindheit und Jugend für die große Mission als junger Mann und für das geistige Wachstum im Leben bereitmachen.

Die Vorbereitung umfaßt im wesentlichen drei Bereiche:

1. Man hält sich rein und würdig und frei von allen Sünden der Welt. (Der Herr hat vorgesehen, daß bei völliger Umkehr Vergebung möglich ist. Falls jemand Schwierigkeiten hat, muß er sich ganz und gar ändern, wenn er Vergebung finden will.)

2. Man macht Sinn und Geist bereit – erkennt die Wahrheit. Es wäre sehr ungünstig, das Missionsalter zu erreichen und im Evangelium oder anderswo unwissend zu sein. Wenn ein junger Mann 19 wird, soll er auf den Übergang von seiner gewohnten Rolle in der Familie zu der wichtigen Rolle als Missionar vorbereitet sein, ohne seinem Leben, seinen Grundsätzen und seinen Fähigkeiten eine völlig andere Form geben zu müssen.

3. Man stellt sich darauf ein, daß man seine Mission selbst finanziert, damit sie weitgehend ein eigener Beitrag ist. Wie schön wäre es, wenn jeder künftige Missionar von Geburt an für seine Mission sparen könnte! Wie schön wäre es, wenn jeder junge Mann seine Mission ganz oder zum größten Teil selbst finanzieren und so die meisten Segnungen empfangen könnte, die seine Missionsarbeit mit sich bringt.

Wenn sich ein junger Mann erst als Jugendlicher bekehrt, kann er natürlich nur einige Jahre sparen. Aber selbst wenn er in einem Land lebt, in dem die Wirtschaftslage schlecht ist und die Möglichkeiten stark eingeschränkt sind, kann er sich so weit wie möglich von dieser Richtlinie leiten lassen und sein Bestes tun.

Unsere Arbeit besteht darin, der Welt das Evangelium zu predigen. Wir haben uns diese Arbeit nicht selbst auferlegt, sondern von Gott geboten bekommen. Der Prophet Joseph Smith hat gesagt: „Nachdem alles gesagt ist, bleibt als größte und wichtigste Obliegenheit, daß wir das Evangelium predigen." Zwar sind auch die übrigen Programme von größter Wichtigkeit, doch können wir die Menschen natürlich erst dann beeinflussen, wenn wir sie in die Kirche bekommen.

Als der Erretter mit seinen Aposteln auf dem Ölberg bei Jerusalem stand und zum Himmel aufblickte, schien er die große Arbeit zu sehen, die notwendig sein würde, um die Zerstreuten Israels zu sammeln.

Ich nehme an, er sah Rußland, China, Indien und ganz Asien. Ich glaube, er sah die Meeresinseln und Nord- und Südamerika. Und ich glaube, er sah auch den Nahen Osten.

Ich frage euch: Was meinte der Herr, als er seine Apostel auf den Ölberg führte und sagte: „Ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an die Grenzen der Erde"? (Apg 1:8.)

Es waren seine letzten Worte auf Erden, bevor er in seine himmlische Heimat zurückkehrte.

Was heißt das – „bis an die Grenzen der Erde"? Das Gebiet, das den Aposteln bekannt war, hatte er doch bereits erfaßt.



Waren es die Menschen in Judäa? Oder die in Samarien? Oder die paar Millionen im Nahen Osten? Wo waren die „Grenzen der Erde"? Hat er die Millionen gemeint, die auf dem Kontinent leben, den man heute Amerika nennt? Hat er die Hunderttausende, ja Millionen, in Griechenland und Italien, die Anliegerstaaten am Mittelmeer und die Bewohner Mitteleuropas gemeint? Oder hat er alle Menschen gemeint, die in der ganzen Welt lebten, und dazu die Geister, die noch in zukünftigen Jahrhunderten zur Welt kommen sollten? Unterschätzen wir das, was er gesagt oder gemeint hat? Wie können wir uns damit zufriedengeben, wenn sich von den nahezu vier Milliarden Menschen auf der Welt, die das Evangelium brauchen, nur 100 000 bekehren?

Der Erretter sagt:

„Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf der Erde.

Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes." (Mt 28:18,19.)

Er hat gesagt: „Zu allen Völkern."

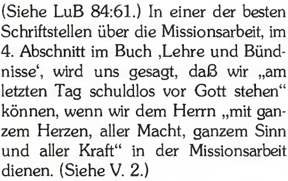
Vergeßt nicht: Gott ist unser Bundesgenosse. Er ist unser Befehlshaber. Er hat den Plan entworfen. Er hat das Gebot gegeben.

Der Herr hat uns große Segnungen verheißen, je nachdem, wie gut wir unseren Mitmenschen das Evangelium nahebringen. Wir werden Hilfe von der anderen Seite des Schleiers erhalten – Wunder werden geschehen. Der Herr hat uns gesagt, daß uns unsere Sünden leichter vergeben werden, wenn wir Seelen zu Christus bringen und der Welt immerfort standhaft Zeugnis geben. Und gewiß hält jeder von uns nach Hilfe bei der Vergebung seiner Sünden Ausschau.



„Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

(Mt 28:18,19.)



(Siehe LuB 84:61.) In einer der besten Schriftstellen über die Missionsarbeit, im 4. Abschnitt im Buch ‚Lehre und Bündnisse‘, wird uns gesagt, daß wir „am letzten Tag schuldlos vor Gott stehen“ können, wenn wir dem Herrn „mit ganzem Herzen, aller Macht, ganzem Sinn und aller Kraft“ in der Missionsarbeit dienen. (Siehe V. 2.)

Weiter hat der Herr gesagt:

„Und wenn ihr alle eure Tage damit zubringt, diesem Volk Umkehr zu predigen, und auch nur eine einzige Seele zu mir führt – wie groß wird doch eure Freude sein mit ihr im Reich meines Vaters!

Und nun, wenn eure Freude schon groß sein wird über die eine Seele, die ihr zu mir ins Reich meines Vaters geführt habt – wie groß wird eure Freude erst sein, wenn ihr viele Seelen zu mir führt!“ (LuB 18:15,16.)

Wenn man alle seine Tage arbeitet und nur eine Seele herbeiführt! Welche Freude! *Eine* Seele! Etwas so Kostbares! O gäbe uns Gott doch eine solche Liebe zu den Menschen!

Was für großartige Möglichkeiten unsere Missionare doch haben! Sie durchlaufen die letzte Vorbereitung auf ihr Lebenswerk. Sie werden keine gewöhnlichen Männer und Frauen sein. Jeder von ihnen muß besondere Eigenschaften haben, so daß der Herr ihn anerkennt und schätzt. Ich spreche sowohl von allen, die auf Mission sein sollten, als auch von allen, die auf Mission sind.

Sie alle formen ihr Leben, als würden sie daran mit Kies und Bauholz bauen. Könnten wir unser jetziges Leben sehen und es sodann sehen, wie es in zwanzig Jahren ist, so würden wir uns zurückwenden und zu dem Schluß kommen: Damals, in meinen Missionarsjahren, habe ich über mein ganzes Leben entschieden. Glaubt ihr etwa, der Herr berufe euch nur



deshalb auf Mission, damit ihr das Evangelium predigt? Mitnichten! Und das ist wichtig. Ihr werdet auch dazu auf Mission berufen, damit ihr Söhne und Töchter Gottes zu starken, mächtigen Führern der Zukunft machen werdet.

Ein Prophet des Herrn hat einmal zu den Missionaren gesagt: „Ihr werdet jetzt von dieser Mission entlassen. Ihr habt zwei Jahre Dienst geleistet, doch werdet ihr niemals von eurer lebenslangen Mission entlassen. Eure Mission dauert euer ganzes weiteres Leben, und ihr werdet weitere Aufträge verschiedener Art bekommen."

Ihr seid 19 Jahre alt, wenn ihr berufen werdet, und vielleicht werdet ihr 79 sein, wenn ihr sterbt. Wie stark kann euer Einfluß zum Guten in diesen 60 Jahren sein! Und ihr müßt es tun! Es ist eine ernsthafte Sache. Wir laden die Leute nicht nur ein, auf Mission zu gehen, sondern wir sagen: Das ist eure Arbeit! Der Gott des Himmels hat euch durch seine Propheten zu diesem Dienst berufen. Jeder Mann, jede Frau und jedes Kind – alle, die das Evangelium haben und getauft sind, tragen Verantwortung. Ich hege keinerlei Furcht, daß die Kerze, die vor Jahren in Jerusalem angezündet wurde, je verlischt, sondern sie wird noch heller leuchten. Dies ist das Werk des Herrn, und wir handeln in seinem Auftrag. Er hat uns ausdrückliche Gebote erteilt, und doch sind wir vielen Menschen in der Welt nicht bekannt. Es wird Zeit, daß wir uns die Lenden gürten und mit neuem Eifer an diese große Arbeit herangehen. Ihr und ich, wir haben gelobt, sie zu tun.

Ein junger Mann wurde einmal von seinen besorgten Eltern im Tempel vorgefunden, wo er bei den Lehrern saß. Mögen wir alle mit ihm sagen: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meinem Vater gehört?" (Lk 2:49.) □

Umschlag: Präsident Kimball zum Thema Missionar sein.

